





---

Bibliothek  
der  
Unter-  
haltung  
und  
des  
Wissens

---



---

50.  
Jahrg.  
1932  
Band  
13

---



Eine

reis

Wiederum  
und des W

altung  
erhal-

tender und belehrender Beiträge, ernster und heiterer Bilder zog an unserem Leserkreis vorüber, und nun möchten wir gerne das Urteil unseres Leserkreises kennenlernen.

findet unsere „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ Ihren Beifall? Oder wünschen Sie irgendwelche Änderungen in bezug auf den textlichen Inhalt und die Abbildungen? Wünschen Sie mehr Novellen oder Humoresken, ziehen Sie abenteuerliche oder romantische Erzählungen vor? Hegen Sie Wünsche hinsichtlich der belehrenden Beiträge und wenn ja, welche? Bereiten Ihnen die lyrischen und Zeitgedichte Freude, die wir veröffentlichen? Oder sind Sie mit dem Inhalt und der Ausstattung unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ einverstanden?

Wir bitten Sie, diese Fragen auf der beiliegenden Postkarte mit einer ganz kurzen Begründung Ihrer Wünsche zu beantworten, damit wir aus der Summe der Antworten, um die wir recht bald ersuchen, die Wünsche unseres großen Leserkreises kennenlernen und ihnen im Rahmen des Möglichen gerecht werden können.

Im voraus danken Ihnen für Ihre Mitarbeit

Schriftleitung und Verlag der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“

Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von RM. 1.40 (und frei ins Haus die übliche Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich.  
Anzeigenpreise: 1/1 Seite RM. 240.—, Seitenteile entsprechend; bei Wiederholungen Rabatt nach Tarif. Anzeigengeschäftsstelle Berlin SW 19, Krausenstraße 35/36

**Dies ist eins von den großen und schlichten Büchern, die aus der Seele des Dichters aufgestiegen sind,** wie die Saat aus dem Acker aufsteigt; voller Wunder und ganz selbstverständlich, voller Überfluß und ganz sparsam, voller Herbheit und ganz zart in den seelischen Bezirken.

Der Roman des Fischers und Helden William (und vielleicht mehr noch der seiner Frau Wera), der an der Küste des Eismees ein Haus baut, eine zarte Frau dorthin verpflanzt und viele Jahre lang in Gefahr ist, dies alles zu verlieren, und am Ende dasteht als Meister des Daseins.

**... Es gibt großartige Szenen in diesem Roman,** einen wilden Atem des Geschehens, eine vorbildliche Schlichtheit in der Darstellung des scheinbar Kleinen und Belanglosen **... Hier ist die Einfachheit Hamsunscher Welt und die süße Versunkenheit der des Gunnarsson.** Und, was mehr ist: ein eigener Mensch, eine eigene Kunst, eine eigene Erschütterung. Die Übersetzung ist ausgezeichnet.

So schreibt der Dichter ERNST WIECHERT  
in der Zeitschrift »Die Literatur« über

P. G. NISOWOJ

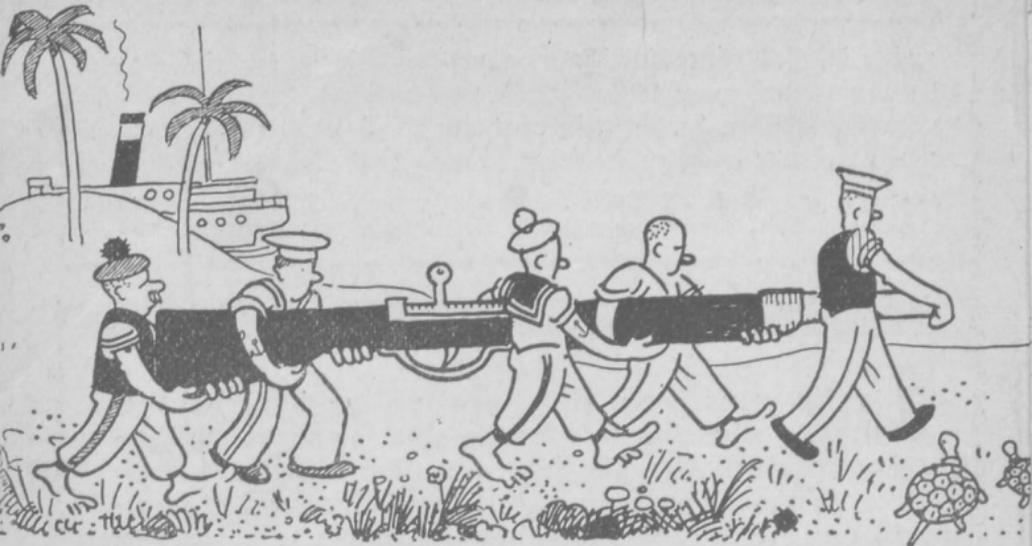
# DAS EISMEER

**Ein Roman aus der Arktis**

Brosch. RM. 3.— / Leinen RM. 4.80

---

In allen Buchhandlungen zu haben  
UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT, STUTTGART



## Lacht mit! Ein lustiges Jugendjahrbuch

128 Seiten mit 142 Bildern • Gebunden RM. 3.80

Unser neuestes lustiges Jugendjahrbuch „Lacht mit!“ will dabei sein, wo immer fröhliche Jugend beisammen ist. Es weiß eine Menge heiterer Geschichten, lustiger Gedichte, Schnurren und Witze, deren Verfasser beliebte Erzähler wie Erich Kästner, Hans Reimann, Frik Müller-Partenkirchen u. a. sind. Außerdem wartet das fröhliche Buch mit 142 Abbildungen auf, u. a. solchen von Adamson, Robert Storm Petersen, Wilhelm Busch, Georg Pál, deren Komik zwerchfellerschütternd wirkt. Humor und Witz, in Text und Bild sorgfältig ausgewählt und dem modernen Zeitgeschmack entsprechend, sind in „Lacht mit!“ vereinigt. Zugleich wird mit diesem Buch unserer Jugend etwas Neuartiges und Notwendiges geboten.

In allen Buchhandlungen zu haben

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart





## Sonnenglück

Nach einer Zeichnung von Herbert Lehmann

Wsp P. 25408

# BIBLIOTHEK

DER  
UNTERHALTUNG  
UND DES WISSENS

---

MIT ORIGINALBEITRAGEN VON  
HERVORRAGENDEN SCHRIFT-  
STELLERN UND GELEHRTEN SO-  
WIE VIELEN ILLUSTRATIONEN

XIII.  
BAND

---

JAHRGANG  
1932



N. br.

235911

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT  
STUTT GART / BERLIN / LEIPZIG / WIEN



P 25408

1932 XIII

dc 167/99  
17-06

# Inhalt

Baruthe · Von W. Schimmel-Falkenau · Illustriert von Hermann Ebers . . . . .	5
Die Welt im Bild · Mit 5 Abbildungen . . . . .	23
Andreas Schwänleins Verwandlung · Roman von Werner Beumelburg (Schluß) . . . . .	27
„Kinder, beeilt euch, ich muß niesen!“ · Bild . . . . .	51
Sommerfalter · 2 Bilder . . . . .	52 u. 53
Garibaldi · Von Archivrat Dr. J. Lulvès · Mit 4 Abbildungen . . . . .	54
Anekdote . . . . .	63
Für stille Stunden . . . . .	64
Der Keim des Lebens · Von Dr. Ulrich K. T. Schulz Mit 5 Illustrationen . . . . .	65
Gewitter am Sonntag · Doppelbild . . . . .	72 u. 73
Der Segen der Hilfsschule · Von Erna Kübn . . . . .	74
Witz / Scherz / Humor . . . . .	78
Pelztiere und Pelzjäger · Von Egon von Kapherr . . . . .	81
Die Wälder · Gedicht von Fritz Kudnig . . . . .	91
Ungebetene Gäste · 2 Bilder . . . . .	92 u. 93
Wenn man vergessen hat, vor der Ferienreise die Milch abzubestellen · Bild . . . . .	94
Katerstimmung · Bild . . . . .	95
Behütete Unschuld · Bild . . . . .	96
Gefälschte Nahrungsmittel · Von W. Coermann . . . . .	97
Der verdroschene Großfürst · Von Jörg Ritzel · Illustriert von Kurt Lange . . . . .	101
Wissen und Leben . . . . .	113
Wattwanderung · Von Hanns Martin Elster · Mit 3 Abbildungen . . . . .	114
Der Amtsschimmel · Von Wolfgang Federau . . . . .	122
Sommerfreuden · Bild . . . . .	131
Hunde · 2 Bilder . . . . .	132 u. 133
Entgiftung von Giften · Von Dr. Alfred Gradenwitz Mit 2 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers . . . . .	134

Glanz und Elend exotischer Monarchen · <i>Von Dr. Erwin Stranik</i> . . . . .	140
Zum Zungenbrechen . . . . .	146
Kinder . . . . .	147
Das Werden des deutschen Waldes · <i>Von Dr. Ludwig Koegel · Mit 2 Kartenskizzen</i> . . . . .	149
Fünf Zündhölzchen erzählen · <i>Skizze von Karl Hans Strobl</i> . . . . .	155
Wenn Sie Deutschland kennen . . . . .	162
Bergbau vor Jahrtausenden · <i>Von Hanns Fischer</i> . . . . .	163
Der Tiergarten aus Kartoffeln und Streichhölzern <i>Von F. K. Schmidt · Mit Illustrationen des Verfassers</i> . . . . .	168
Formen der Natur · <i>2 Bilder</i> . . . . .	170 u. 171
Sportgespenster · <i>Bild</i> . . . . .	172
Zwei Genießer · <i>Bild</i> . . . . .	173
Bärle muß gekämmt werden · <i>Bild</i> . . . . .	174
Mondnacht im Gebirge · <i>Bild</i> . . . . .	175
Klabautermann · <i>Eine Seemannsgeschichte von Hanns Kirst</i> . . . . .	176
Schmuckbilder 29, 33, 37, 40/41, 45, 49, 75, 79, 83, 85, 88/89, 147, 154, 165, 177, 186/87, 189	
Zum Sinnen und Raten . . . . .	190

### *Bunte Geschichten*

Schwieriges Verhör / Aus der Geschichte des Füllfederhalters / Wunder der Natur . . . . .	185
Bescheidene Frage . . . . .	186
Bildung . . . . .	187
Frauen und Sport / Meteorologie / Diskretion . . . . .	188
Anspielung / Abeceschützen im Gefängnis / Beziehungen . . . . .	189

### *Kunstblatt*

Sonnenglück

Nach einer Zeichnung von Herbert Lehmann

# Baruthe

Eine kleine Geschichte  
von einem alten Manne

---

Von W. Schimmel-Falkenau • Illustriert von Hermann Ebers

---

Groß ist der Hafen von Sydney, mächtig streben die Molen in das Meer hinaus, und die heiße Luft ist dunkel vom Staub der Waren, vom Rauch der Schiffe.

Wie eine Fata Morgana steht dahinter die unendliche Bläue des Stillen Ozeans, mit weißen Segeln festlich bespannt, von lichtem Gewölk umrahmt wie ein seltenes, kostbares Bild.

Und fern nur die Ahnung paradiesischer Inseln.

Groß ist der Hafen von Sydney. Um die mächtigen Mauern der Lagerhäuser rauschen die Sirensenschreie der Ozeanriesen, der einlaufenden Frachtdampfer.

An den Bollwerken liegen gefesselt die gewaltigen Schiffe, ölig bespült schmutzige Flut ihren Bug. Motorboote jagen zwischen ihnen dahin, kleine Schlepper speien Rauch, als ob sie Riesenschornsteine wären, und ein einziger Schrei steht wie ein Fanal über allem: Arbeit!

Aldolf Sander setzt das schwere Faß eine Weile nieder, stellt sich ausruhend daneben und verschränkt die Arme. So sieht er mit glanzlosen Augen über das gewohnte Bild ringsum, ermüdet, aufatmend, und schätzt dann mit den grauumbuschten Augen prüfend den Weg bis zur Faktorei: noch einhundert Schritt, noch zweihundert Fliesen, noch dreihundert Tropfen Schweiß.

Der Mann ist schon alt, vielleicht Anfang der sechziger Jahre, vielleicht gar schon darüber hinaus. Die Tropensonne hat seine Gesichtshaut verbrannt, gegerbt wie Leder, um das Kinn sträuben sich graue Stoppeln, die weiche Schirmmütze hängt auf dem Hinterkopf, so daß das schlohweiße Haupthaar über der Stirn hervorsteht. Speckige Manchesterhosen, an den Knöcheln stark geweitet, umschlottern die Beine; über dem schwarzen Gurt

um die Hüften spannt sich das graue Hemd über die breite, grau-behaarte Brust.

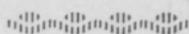
Der alte Mann stöhnt auf, nicht gequält, nein, aus Gewohnheit, legt das Faß auf die Seite und rollt es langsam weiter, das zwanzigste von achtundsechzig, die er als Tagesarbeit von der „Betty Chetter“ zur Faktorei von Johnson & Olderman abrollen muß. Heute Fässer, morgen Baumwolle, übermorgen Kisten mit Arzneien und Spielsachen, Tag um Tag, nun schon seit über vierzig Jahren.

Mit langsamen, ausgreifenden Schritten geht er zum Vollenwerk zurück, wo die Ablader über die Rollplanken Faß um Faß an das Land bringen, aufsetzen wie ein Gebäude, und sich freuen, wenn sie rascher sind als die acht Abroller der Firma.

„Mögen sie meinetwegen die Freude haben, daß sie uns von der Keling nachgrinsen, wenn wir die letzten Fässer noch heimrollen, mögen sie . . .“

In vierzig Jahren wird der Mensch ruhiger.

Manchmal freilich, wenn abends das Kreuz am Himmel steht, wenn die Schiffe im Hafen schlafen, wenn ein frischer Luftzug den Rauch und den Staub des Tages verweht und der Ozean wie ein dunkelgrüner Teppich sich bis zum Kai ausbreitet, dann steht Adolf Sander manchmal still an einen der Vertäufsteine gelehnt und starrt gedankenverloren an den Schiffen vorbei in das weite Meer hinaus. Da schiebt sich ein Bild näher, aus Ungewissem auftauchend wie ein Kindertraum, wird farbig und hell, leuchtend und lockend: ein niederes, strohgedecktes Haus, das an einem Bache liegt, von Haseln umwuchert, zwei Kastanienbäume, die es nächtend einschatten, stehen vor der Tür . . . Eine Holzkirche inmitten eines kleinen Friedhofs und eine uralte Steinmauer, die alles einfriedet. Die dicken Blätter der fetten Henne und anderer Mauergewächse grünen zwischen den bläulichen Basaltbrocken. Und ein Duft weht durch dieses Bild, ein Duftgemisch aus modrigem Laubwald, Kuhstall und Heu. Menschengesichter stehen in diesem Bilde, eine Frau lacht glücklich und winkt, und ein Bauer studiert unter einer Petroleumlampe das Kreisblatt, ein Wagen rollt schnell über die



Manchmal, wenn ein frischer Luftzug den Staub des Tages und den Rauch verweht, steht Adolf Sander im Hafen von Sydney still an einen der Vertäusteine gelehnt und starrt gedankenverloren an den Schiffen vorbei in das weite Meer hinaus.

Landstraße, die unter den Fenstern vorüberführt, und der lesende Mann hebt den Kopf und sagt: „Adolf, jetzt kommt der Gläser aus der Stadt zurück, hol mir die Bücher, die er mir mitbringt.“

Bücher, die von fremden Ländern erzählten, bunte Landkarten enthielten, über denen der Vater sehnsüchtig Stunde um Stunde sitzen konnte.

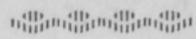
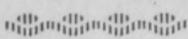
Und diese Bücher und Karten, hinter denen Wunderwelten ihre Augen aufschlugen, hatten ihn als den Jüngsten von sechs Geschwistern dann, zwanzigjährig, hinausgetrieben, abenteuernd, glücksuchend, bis er schließlich nach vagabundierender Irrfahrt in Sydney landete, im Hafen von Sydney, als Schlepper, als Arbeiter, als Ballenträger, als Fässerroller, als Packesel —

Manchmal, wenn die Sterne über dem Hafen so nahe gleißten, daß man sie fast greifen konnte, und die kühle Luft genau so schmeckte wie damals vor vierzig Jahren, wenn an heißen Sommertagen ein Gewitter niedergegangen war und von der alten Holzkirche der letzte kleine Glockenschlag verklang, dann stand Adolf Sander manchmal nachdenklich auf einen Verstäusstein gestützt, kaute seinen Gummi oder seinen Priem, strich sich mit der Hand über die Stoppeln am Kinn und nickte bedächtig jenem Bilde zu, das aus Ungewissem auftauchte, sich näher schob, das wie ein Kindertraum war, nickte ihm zu und dachte: „Na ja . . . freilich . . . na ja . . . da wollen wir schlafen gehen . . .“

\* \* \*

Er hatte sich zwar nicht viel erspart, aber doch so viel wenigstens, daß die Furcht vor Hunger und Greisentum mehr und mehr verblaßte. Er hatte auf den Branntwein verzichtet, hatte sich von den Karten ferngehalten, sich im Essen sehr eingeschränkt, er wohnte in einer Dachkammer im ärmsten Viertel Sydneys und trug das Ersparte in einem Beutel an langem Lederriemen auf der Brust.

Sein Dasein verlief geräuschlos, eintönig, Tag um Tag, und im Laufe der Jahre gesellte sich, nachdem er so viele Enttäuschungen und zerbrochene Hoffnungen anderer mitbetrachtet hatte,



zu ihm das Gefühl einer kleinen, inneren Zufriedenheit, einer ruhigen Ergebung in sein Schicksal. Er würde eben, bis der letzte Muskel riß, arbeiten, heute Fässer, morgen Ballen, übermorgen Kisten schleppen, er würde Cent um Cent sich absparen, alle Monate dann wie bisher hingehen und sich ein Pfund einwechseln und in den durchschwitzten Brustbeutel tun, Trostgeld für das Alter. Es war schon alles ganz gut so. Der Johnson fuhr im Auto, der Alderman hatte gar zwei Flugzeuge, er, Adolf Sander, ging auf genagelten Schuhsohlen, aber schließlich, eines Tages . . . nun ja, dann war alles gleich. Es war schon ganz gut so.

„Denen schmeckt die Zigarre nicht, wenn ein paar Kaffeesäcke im Lagerhause verderben, mir schmeckt mein Priem immer . . .“

Adolf Sander war ganz zufrieden, und wenn nicht ein junger Mann namens Jakob Leuschner plötzlich als Lastträger bei der Firma eingestellt worden wäre, dann würde das Leben Adolf Sanders eines Tages friedlich erlöscht sein wie eine niedergebrannte Kerze, man hätte ihn hinter Sydney, dort, wo die Berge so gewaltig ansteigen, auf einem der Armenfriedhöfe beigesetzt, ein Prediger würde ihm einige gute Worte nachgerufen haben und . . .

Aber seine Zeit war noch lange nicht erfüllt. Fassungslos gehen wir Menschen von einem Tag in den andern, werden geführt und wissen es nicht und glauben, wir sind willensstark und entschlossen, wenn das Schicksal uns befehlend anspricht und wir ihm folgen, so wie es befiehlt.

Jakob Leuschner, dieser zwanzigjährige deutsche Junge, den ein Zufall hier in Sydney an das Land trieb, wurde der Unlaß zu einer Änderung im Leben Adolf Sanders.

Sie lernten sich kennen, als sie gemeinsam Baumwollballen abluden und Jakob Leuschner, der unmittelbar vor dem alten Sander arbeitete, wegen der Hitze auf Deutsch fluchte. Und schon nach einer kleinen Viertelstunde standen sie sich mitten in der Arbeit erstaunt gegenüber: Jakob Leuschner stammte aus dem schlesischen Dorf Baruthe, aus dem vor über vierzig Jahren Adolf Sander voll Abenteuerlust ausgewandert war.

„Du, ich habe Bilder mit, du, ich wohne hier in der Kensingtonstreet, bei Deutschen, du mußt mal zu mir kommen . . . also, Mensch, also, daß du aus Baruthe bist, also, du . . .“, und dem jungen Leuschner standen fast die Tränen in den Augen.

Adolf Sander, der alte Packer und Träger, war ruhiger. Er nickte nur bedächtig mit dem Kopfe, freilich, es war ein eigenes Gefühl, hier einen Menschen aus Baruthe vor sich zu haben, freilich, ja, aber . . . nun ja, der da war noch so jung, seine Eltern waren gestorben, da hatte er den Hof verkauft, war ausgewandert, nun ja . . .

„Wo lag denn dein Hof, du, nahe bei der Kirche?“

„Hinter der Schule gleich, weißt du, wenn du den Querweg über den Sandplatz gehst, beim Ullrichhof vorbei . . .“

Sander winkte ab, so genau konnte er sich nicht mehr erinnern. Aber an einem der nächsten Abende ging er doch zu dem jungen Leuschner und ließ sich dort die Bilder zeigen; Photographien und Postkarten, wahrhaftig aus Baruthe! Die alte, zerarbeitete Hand Sanders zitterte, als er die Bilder betrachtete; nach und nach fielen ihm die Einzelheiten wieder ein, und er erkundigte sich nach Namen und Besitzern. Leuschner kannte noch manchen, andere wieder nicht. Die Sanders aber seien tot, sagte er, der frühere Sanderhof gehöre jetzt dem Kretschamwirt, der aus Herzogswaldau zugewandert war.

Sie sprachen eifrig, redeten ihr Thema rasch zu Ende und wußten sich dann nichts mehr zu sagen, denn sie gehörten verschiedenen Zeiten an. Der alte Sander schob seinen Priem nachdenklich im Munde umher, der junge Leuschner qualmte aufgeregt eine Zigarette nach der andern . . .

Feierlich still lag der große Hafen von Sydney, als dann Adolf Sander sehr langsam auf seinem Heimweg über die Mole ging. Das war doch entsetzlich komisch, daß ihm nun die Gedanken an Baruthe nicht mehr aus dem Kopfe gingen, wie sie sich immer tiefer in ihn hineinfraßen, wie sie fast zu einer Krankheit wurden, ihn körperlich anfaßten. Ja, ja, die alte Holzkirche, der kleine Dorffriedhof, das Haus an den Haseln, die breite Straße . . . viel hatte sich ja geändert, sehr viel freilich, aber die Kirche stand



aber im Zwischendeck, man müßte doch mal fragen, was es kostet . . .“

Drei Wochen schleppte sich Adolf Sander mit diesen Gedanken herum, sie wurden eine große, drückende Last. In der vierten Woche fragte er nach den Reisekosten; über zwei Drittel seiner Ersparnisse betrug die Summe.

Nun versagte sich der Alte auch noch den Priem, er aß bloß das Notwendigste, er arbeitete Überstunden, bis er fast zusammenbrach, und dann — sechs Wochen waren seit der Abfahrt Jakob Leuschners vergangen — ging er hin und kaufte sich einen Zwischendeckplatz auf einem Dampfer der Cunard-Linie. Zitternd preßte er den Fahrschein an sich, als wäre er ihm das liebste von der Welt. Wundervoll erschien ihm nun die Stadt; herrlich deuchte ihn der Hafen mit der Buntheit der Schiffe, der Vielgestaltigkeit seines Lebens. Adolf Sander war nun ein Reisender.

Hinter allem stand Baruthe, das Dorf, sein Dorf.

Wie eine Mutter war es, die ihn liebevoll erwartete.

Acht Tage später stand er an der Kelling und sah, wie die australische Küste in das Meer hinausfuhr, wie Sydney ins Unendliche zurückglitt, wie sich die Berge darüber stürzten, es auffraßen, und schließlich dämmerte am Horizont nur noch ein grauer Strich. Dort war vierzig Jahre lang seine Heimat gewesen.

Kopffschüttelnd stand an der Kelling ein alter Mann und sagte halblaut: „Und nun ist mit einem Male alles ausgelöscht, Herr Johnson und auch Herr Alderman genau so wie die krumme Mary in der Kantine . . . man nimmt ja alles viel zu wichtig . . .“

\* \* \*

Eine schöne Landstraße führt im Schlesiſchen zu dem Dorf Baruthe. Ein alter Mann geht auf ihr dahin. Lastend, unsicher, als ginge er lahm, als sei er erblindet, doch sein Herz schlägt in jäher Freude, und seine Augen leuchten wie die Blumen am Wege.

Da stehen die ersten Häuser in der Nähe.

Dahinter dann lugt aus dem Geäst der Ulmen und Rüstern eine Holzkirche, eine kleine Holzkirche.

Der alte Mann bleibt stehen, faltet die Hände, und Tränen rinnen über die tiefgebräunten Wangen.

Ein junger Bursche, den der Alte anspricht und nach einem gewissen Jakob Leuschner fragt, zuckt die Schultern und antwortet wichtig: „Der ist auf See, in Arabien oder in Amerika treibt der sich umher.“

Da geht der Fremde weiter. Er denkt: Der ist noch jung, der hat noch Zeit, aber eines Tages wird es auch ihn zurückerreiben. Denn da kommt wohl keiner darum herum.

Blumen, späte Blumen blühen in gepflegten Gärten. Blanke Dächer leuchten über sauberen Häusern.

Um die Holzkirche führt eine uralte Steinmauer. Die dicken, saftschweren Blätter der fetten Henne und anderer Mauer- gewächse wuchern zwischen den blaugrauen Basaltsteinen der zermürbten Einfriedung. Eine alte, zerarbeitete Hand streicht darüber lieblosend hin.

Dann steht der Alte zwischen den Gräbern des kleinen Friedhofes, zwischen Holzkreuzen und steinernen Denkmälern und liest andächtig Namen um Namen, darunter auch diejenigen seiner Eltern und von dreien seiner Geschwister, liest die Namen alter Spielgefährten, von Kameraden aus der Knabenzeit, und lange, urlange verklungene Stunden treten aus den Gräbern in leuchtenden Bildern, bilden zwischen den Kreuzen neue Welten und kommen über die Steinmauer wie alte Freunde gestiegen.

Adolf Sander steht versunken, in ein aufzitterndes Leben aus vergangenen Tagen sehnsüchtig vertieft . . .

Leute aus dem Dorfe sehen den Alten langsam die Straße dahingehen, jedes Haus eingehend betrachtend, sehen ihn über Blumentöpfe streichen und Staub vom Wege aufheben. Sie schütteln für Sekunden die Köpfe und gehen weiter. Es gibt viel närrische Leute auf der Welt, und die Zeiten sind zu schwer, man hat nicht Muße genug, sich um eines jeden törichte Eigenart zu kümmern, auch in Baruthe nicht.

Der alte Sander ist in seinem Heimatdorf. Er nächtigt heimlich

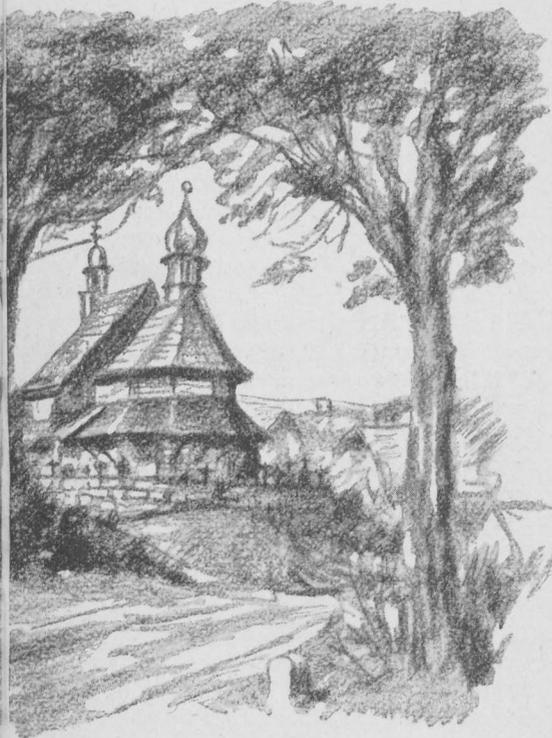


Um die Holz-  
kirche führt eine  
alte Steinmauer  
und umschließt  
den Friedhof.

im verfallenen Hause seiner Eltern, darin er geboren wurde, darin er die frühesten Kinderspiele trieb. Brüchig und angefault stehen noch die beiden Kastanien vor der Tür. Das Schindeldach ist zusammengebrochen. Der Kretschamwirt, dem das Haus nun gehört, will es neu decken lassen, sagte ein junges Mädchen, das zufällig in der Abendstunde vorüberkam.

Der alte Mann ist glücklich.

Schon am nächsten Morgen — er schlief in dem verfallenden Hause wie zuvor niemals so gut und traumschön in seinem



Adolf Sander  
steht versunken,  
in ein aufzit-  
terndes Leben  
aus vergangenen  
Tagen sehnsüch-  
tig vertieft.

Leben — ging er zum Nachbardorf hinüber. Er fragte dort von Tür zu Tür nach Arbeit. Überall antwortete ihm ein bedauerndes Achselzucken. Er versuchte es noch in drei andern Dörfern der Umgegend.

Man wies ihn allerorten ab. Mitleidige Menschen aber gaben ihm Essen.

Nachdem er zwei Wochen hindurch vergebens sich nach Brot-erwerb umgetan hatte, beschloß er, vom Betteln zu leben. Dieser Entschluß fiel ihm fast leicht, er war allzu selbstverständlich eine

Folge der Umstände, denn in keiner Weise kam ein Verlassen des Dorfes in Frage. Und hätte ihm jemand Tausende gegeben für eine Arbeit in einer weitentfernten Stadt, gar in einem andern Lande, er würde sich still abgekehrt haben und in sein Dorf zurückgegangen sein, froh, bewegt, erfüllt von unaussprechlichem Glück.

Die Nachmittage verbrachte er nun immer in seinem Dorfe; entweder war er in der Kirche, saß auf dem Chor, auf dem er als Knabe fromme Lieder gesungen hatte, oder er wanderte zwischen den Gräbern umher, oder er lag am nahen Waldrande und bestaunte mit großen Kinderaugen wie ungläubig den Anblick seines Heimatdorfes.

Allmählich kannten ihn alle in Baruthe, obwohl nur die wenigsten mit ihm ein Wort gesprochen hatten. Man wußte, daß er in den Nachbardörfern betteln ging, man wußte, daß er im alten Sanderhose nächtigte, man sprach davon, daß er oftmals nachmittags und vornehmlich in der Dämmerung auf dem Kirchenchor sitze und leise fromme Lieder vor sich hinsumme, die Blicke immer auf ein kleines Podium vor dem Orgelsitz gerichtet, als stehe dort der Dirigent mit dem Taktstock. Und man wunderte sich allgemein, daß er noch niemand in Baruthe um eine Gabe angesprochen hatte.

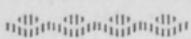
„Er wird sich vielleicht schämen“, meinten die Bäuerinnen.

„Er ist ein wenig närrisch, vielleicht ist er schon über achtzig Jahre“, sagten die Bauern.

Und die Kinder beobachteten ihn voll merkwürdiger Scheu.

Es begann zu herbsten. Die Wälder ringsum flammten auf, wie Feuerfäulen standen die Buchen und wie Honig leuchteten die Linden. Adolf Sander zog den zerschliffenen Mantel enger um die Schultern, denn vom Polnischen wehte ein scharfer Wind herüber, fegte die Stoppeln von den letzten Halmen frei und jagte die heißenden Rauchwolken der Kartoffelfeuer dicht über dem Boden hin.

In den Vorgärten verblühten die Astern, und späte Rosen starben am Stiel. Die letzten Salatköpfe in den Beeten schwärzten sich, nur der Rosenkohl prozte mit seinem scheinbar jungen Grün.



Adolf Sander ging von Tür zu Tür.

Ein Landjäger beobachtete ihn.

Und hinter diesem lugten schadenfroh die Jungen des Dorfes nach ihrem Opfer aus.

Der Beamte stellte den alten Bettler. „He ... Sie ... Sie haben gebettelt ... kommen Sie mal mit!“

Der Alte erschrak, er zitterte am ganzen Leibe. Eine einzige Angst erfüllte ihn: „Er nimmt mich fort aus meinem Dorfe ... alles war umsonst!“

Die Jungen folgten eine Weile neugierig, hier und da auflärmend. Ein grobes Wort des Landjägers verscheuchte sie.

Sie gingen zu dem Hause des Gemeindevorstehers. Es lag ein wenig abseits der wohlgepflegten Dorfstraße, und sie bogen deshalb in einen schmalen Feldweg ein. Hier nun begann Adolf Sander zu sprechen. Er redete stockend, abgehakt, undeutlich, seine Worte überstürzten sich im Bemühen, alles recht schnell zu sagen. Er

erzählte, daß er sich in Sydney, da unten in Australien, viel Geld erspart hätte, daß er mit seinem Schicksal auch zufrieden gewesen sei, bis eben der Jakob Leuschner gekommen war und ihm die Bilder von dem Heimatdorfe gezeigt habe, Bilder, die er über vierzig Jahre lang, ohne es zu wissen, tief im Herzen getragen habe . . . und er erzählte weiter, daß er dann, vom Heimweh gepackt, die Überfahrt angetreten habe, sein ganzes Geld sei fast daraufgegangen, und nun sei er hier, hier in Baruthe, bei seiner Kirche, bei seinem Vaterhause, in seinem Dorfe eben . . .

„Geben Sie mal Ihre Papiere her . . .“ fuhr ihn der Landjäger an und blieb stehen.

Eilfertig kramte der alte Sander ein Bündel sorgsam verschnürter Ausweispapiere aus der Brusttasche hervor und reichte sie mit zitternden Fingern dem Beamten.

Dieser nahm sie sehr mißtrauisch in Empfang und las sie aufmerksam durch. Er blätterte, während die Augen des Alten flehend auf ihn gerichtet waren, hier und da eine Seite wieder zurück, überprüfte die Stempel, die Unterschriften und warf ab und zu einen fragenden, fast erstaunten Blick auf den alten Bettler. Dann räusperte er sich, faltete die Papiere zusammen, band den roten Faden wieder sorgfältig darum und gab sie dem alten Sander schweigend zurück. Er sah ihn durchdringend an, räusperte sich noch einmal und fragte dann: „Ja, aber Menschenkind, wenn Sie da unten in Australien ein auskömmliches Leben hatten, was zum Ruckuck hat Sie denn dazu verleitet, alles aufzugeben, um jetzt hier als Bettler durch die Dörfer zu walzen?“

Das gebräunte Gesicht des alten Sander zuckte. Er beugte sich langsam nieder, nahm vom Wegrande eine Handvoll Erde auf und ließ sie, während seine Augen fest auf das Gesicht des Landjägers gerichtet waren, langsam durch die Finger gleiten.

„Das da . . .“ antwortete er fast feierlich.

Der Beamte wandte sich ab, langte in seine Tasche, holte ein Geldstück hervor und gab es dem alten Manne. Er sagte dabei: „Na ja, also, ich wünsche Ihnen alles Gute . . .“ Dann wandte er sich rasch ab und ging mit weitausgreifenden Schritten den Feldweg zur Dorfstraße zurück. Das Haus des Gemeindevor-



waren, wollten ihn nur bei sich aufnehmen, um ihm in seinem Alter ein Dach über dem Kopfe und einen gedeckten Tisch zu schaffen.

„Denn, Martha“, sagte der Großbauer bedächtig, „er hat wirklich viel durchgemacht, und es ist für ihn ein gutes Zeichen, daß es ihn in die Heimat zurückgetrieben hat; ich glaube, ich werde mit ihm recht gut auskommen.“

Sie nickte ihrem Mann freundlich zu, nahm ihre Enkelkinder bei der Hand und trat in den Vorgarten hinaus, trat zwischen die Beete verblühender Astern, welkender später Rosen, sterbensmüder Salate.

„Laß mich es ihm zuerst sagen, du weißt, wie sehr ich mich immer freue, wenn ich andern Menschen etwas Liebes tun kann“, bat sie lächelnd.

Wohl eine Stunde verging.

Oben in den Lüften rauschte heulend der Oststurm. Die Wolken zerrissen. Und die Luft schmeckte schon nach Schnee.

Mit bedächtigen Schritten bog der alte Sander um die Straßencrümmung. Seine Augen glitten streichelnd über die Hausdächer, über die Fenster hin. Jede Kleinigkeit trank er glücklich in sich hinein. Wie immer führte sein Weg zum Friedhof, dann zur Kirche, dann zum Chorgestühl.

Frau Martha Polenz trat herzklopfend durch die Gattertür, ihre Enkelkinder an der Hand. Ihr graues Haar wehte im Winde, ihre Wangen färbten sich rot.

„Sie, alter Mann, kommen Sie doch mal zu uns herein.“

Erstaunt blieb Adolf Sander stehen, er sah sich um, weil er zunächst glaubte, der Zuruf habe einem andern gegolten.

„Nein, nein, Sie meine ich schon . . .“

Da rückte er an seinem zerschliffenen Überzieher, preßte mit den flachen Händen die zerbeulten Taschen fest, nahm den Hut schon auf der Straße vom Kopfe und betrat mit einem Gefühl der Verwunderung und leise aufkeimender Angst den reichen Polenzhof.

\* \* \*

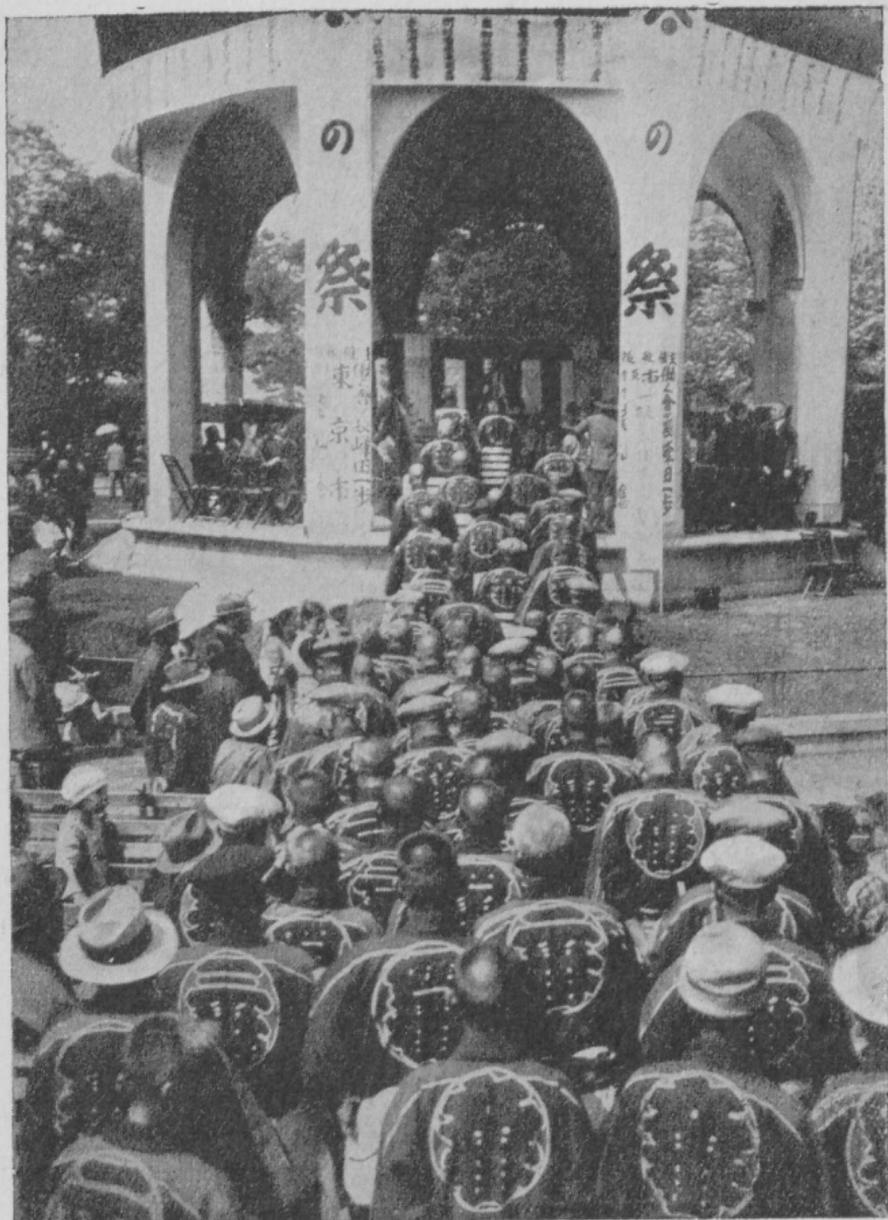




tausend Schiffe vor Anker, und hinter ihnen ist ein weites Meer ... so weit wie von hier bis in den Himmel hinein ..."

Frühlingswind staubte aus den blühenden Bäumen in Wolken. In ihnen versank das kleine Dorf Baruthe wie in einem duftenden Traume, versank mit seiner uralten Steinmauer, versank mit seinem kleinen Friedhof, mit der Holzkirche und ihrem dunkeln Chorgestühl, mit all seiner Liebe und Barmherzigkeit, mit all seinen Sorgen und Freuden, nur ein kleines Dorf ... nur sein Dorf, Baruthe.

# DIE WELT IM BILD



In Tokio, der Hauptstadt Japans, wurde ein Reisfest veranstaltet. Angesichts der zunehmenden Übervölkerung wurde das japanische Volk darauf hingewiesen, daß es geboten sei, mit dem Reis keine Verschwendung zu treiben.

N. Y. T.



Immer noch lastet auf Deutschland die Lüge von der Alleinschuld am Weltkriege, wie sie im Versailler Vertrag von den Siegerstaaten aufgestellt wurde. Am Jahrestage der Unterzeichnung des Vertrages fand in Berlin eine eindrucksvolle Protestkundgebung statt. N. Y. T.



Bei dem 4. Deutschen Reichskriegertag in Dortmund war auch eine Ehrenkompanie in den Uniformen des schlesischen und westfälischen Landsturms mit den Fahnen der Kriegervereine aus den abgetretenen deutschen Gebieten anwesend.

S. B. D.



Don der den Erdball umkreisenden wirtschaftlichen und politischen Unruhwelle ist nun auch der südamerikanische Staat Chile ergriffen worden. Unsere Aufnahme zeigt einen Zusammenstoß mit der Polizei. N. Y. T.



Auf dem in diesem Jahre in der irischen Stadt Dublin abgehaltenen eucharistischen Kongreß war ein Indianerbischof anwesend, der in seiner Priestertracht und dem indianischen Federschmuck viel Aufsehen erregte. Keystone View



ndreas

Schwänleins  
**Verwandlung**

*Roman von Werner Beumelburg*

(Schluß)

Wenn ich aber direkt zur Polizei laufe und den ganzen Schwindel zur Anzeige bringe?" schrie Herr Schierke in einem neuen Wutanfall.

„So wird geschehen, was geschehen muß“, sprach Andreas Schwänlein und sah wieder hinaus in die Bäume. „Ich darf mich über nichts beschweren.“

„Gut“, sagte Herr Schierke, „ich bin bereit, bis morgen zu warten und Ihre neuen Vorschläge anzuhören. Hüten Sie sich aber, mir hinten herum die Polizei auf den Hals zu hezen! Sie sollen sonst sehen, wessen ein Mensch fähig ist, der nichts zu verlieren hat.“

Damit wandte er sich zum Gehen.

„Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen“, sprach Andreas leise mit gesenktem Blick.

„Nun?“ sprach Herr Schierke.

„Ich möchte Ihnen nur sagen . . .“

Andreas stockte. Dann hob er den Kopf und sah Herrn Schierke aufrecht ins Gesicht.

„. . . nur sagen, daß ich mich nicht nur an meiner Familie und an meiner Firma versündigt habe . . .“

sondern auch an Ihnen . . . und daß ich Sie dafür aufrichtig um Verzeihung bitte . . .“

Dann senkte er den Kopf wieder.

„Papperlapapp . . .“ antwortete Herr Schierke.

Damit ging er.

Auf der Straße sah er sich mehrfach um, ob nicht doch die Polizei schon hinter ihm her sei. Aber er konnte nichts bemerken und gelangte wohlbehalten in seine Wohnung.

Eine halbe Stunde, nachdem Herr Emil Schierke Andreas Schwänlein verlassen hatte, meldete Johann den Besuch des Referendars Westermann.

Andreas Schwänlein empfing ihn völlig ruhig, wenn er auch sehr blaß und ermüdet aussah.

„Ich habe eine Bitte an Sie“, sprach er, „und es hat seine besonderen Gründe, daß ich mich mit dieser Bitte gerade an Sie wende. Sie haben die Frau Gräfin in ihren edeln Bestrebungen stets nach besten Kräften unterstützt, und Sie werden gleich sehen, daß Sie mir vielleicht auch in einer andern Hinsicht noch näher stehen.“

Der Referendar verbeugte sich und dankte.

„Bedanken Sie sich nicht, Herr Westermann“, fuhr Andreas fort, „ich habe Ihnen zu danken, für vieles . . . wie Sie gleich sehen werden. Zuvor aber müssen Sie mir noch eines versprechen.“

„Ich verspreche Ihnen alles, was Sie von mir wünschen, Herr Doktor.“

„Warten Sie noch ein Weilchen, Herr Westermann, vielleicht werden Sie bald anders über mich denken. Aber es muß trotzdem so sein. Versprechen Sie mir . . . nein, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Herr Referendar, daß Sie weder mit der Frau Gräfin, noch . . . noch mit Fräulein Elise Schwänlein vor dem Ablauf dreier Stun-

den über das Sprechen werden, was Sie gleich zu hören bekommen sollen.“

Der Referendar horchte erstaunt auf.

„Ich habe das feste Vertrauen zu Ihnen, Herr Doktor, daß Sie meinem Gewissen und meiner Ehre nichts zumuten werden, was ich nicht verantworten kann.“

Andreas Schwänlein lächelte trüb.

„Nein, nein“, sprach er leise, „es handelt sich hier nicht um etwas Schlechtes . . . es handelt sich nur um die Wiedergutmachung von etwas Schlechtem . . . soweit es möglich ist.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Herr Doktor.“

„Ich danke Ihnen. Wollen Sie nun so freundlich sein, sich dort an den Schreibtisch zu setzen und wortgetreu alles aufzuschreiben, was ich Ihnen sagen werde. Unterbrechen Sie mich, bitte, nicht, ohne Rücksicht auf das, was Sie hören werden. Auch wenn es Ihnen schwerfällt.“

Der Referendar nahm am Schreibtisch Platz. Papier, Feder und Tinte lagen schon dort. Andreas Schwänlein setzte sich in seinen Lehnstuhl und sah abermals in den Park hinaus.

„Wieviel Uhr ist es jetzt?“ fragte er plötzlich.

„Es sind noch zehn Minuten vor fünf Uhr.“

„Danke, danke.“

Dann herrschte wieder Schweigen.



Serien.

Zeichnung von Liselotte Nägele.

„Sind Sie bereit zu schreiben, Herr Referendar?“

„Ich warte auf Ihr Diktat, Herr Doktor.“

„So schreiben Sie: ‚Sehr geehrte Frau Gräfin . . .‘“

Der Kopf des jungen Mannes fuhr in die Höhe.

„Wie?“ fragte Andreas Schwänlein, als habe jemand gesprochen, den er nicht verstehen könne. Der Referendar sah wieder auf das Blatt.

„Sehr geehrte Frau Gräfin! Sie sind auf die ersten Nachrichten von der Auffindung Ihres verschollenen Betters hin sofort nach Petersburg gereist und haben mir monatelang ein solches Maß von Liebe und Sorgfalt erwiesen, daß es als eine Beleidigung Ihres Herzens erscheinen muß, wenn ich es noch wage, Ihnen eine Beichte abzulegen.‘ Haben Sie, Herr Referendar?“

„Jawohl . . .“ antwortete der junge Mann leise und hob den Blick nicht von dem Papier.

„Wenn es sich nur um meine Person handelte, sehr geehrte Frau Gräfin, so würde ich ohne ein Wort zu verlieren aus meinem Verhalten die Folgerungen gezogen haben. Aber es geht um das Glück zweier Menschen, die Ihnen und mir nahestehen. Ich meine damit den Referendar Westermann und Fräulein Elise Schwänlein, meine Tochter . . .“

Der Referendar sprang auf.

„Das ist nicht wahr . . . Sie treiben einen frivolen Scherz!“ rief er in höchster Erregung und starrte Andreas Schwänlein an.

Andreas kehrte ihm ein ganz verzerrtes Gesicht zu.

„Muß ich Sie an Ihr Versprechen erinnern?“ sprach er mühsam zwischen zusammengebissenen Zähnen. „Sie werden noch ganz andere Dinge zu hören bekommen. Wir sind erst im Anfang.“

„Verzeihung . . .“ stotterte der Referendar und nahm wieder Platz.

„Lassen Sie mich der Reihe nach aufzählen, wie alles zuging. Ich will mich bemühen, mich möglichst deutlich auszudrücken. Es ist nun bald ein Jahr her, daß ich aus dem Gefängnis entlassen wurde, wo ich die Strafe für meinen Diebstahl verbüßte. Es ist möglich, daß in dieser Zeit mein Geist durch mancherlei Eindrücke getrübt war. Jedenfalls beherrschte mich nur der eine Gedanke, ich müsse eine große That vollbringen, um die Menschheit wieder von meinem Wert zu überzeugen. Aus diesem Grunde floh ich und hielt mich wochenlang in der Umgebung Berlins verborgen. Immer dachte ich darüber nach, wie ich es anstellen müsse, um die große That zu vollbringen. Aber ich gelangte natürlich zu nichts.

Dann kam man auf meine Spur, als ich unvorsichtigerweise an einem kleinen See im Grunewald meinen Mantel liegen ließ. Ich hatte die Absicht gehabt, mir dort das Leben zu nehmen. Aber dann war ich doch zu feig dazu. Außerdem glaubte ich immer noch an die große That. Ich begab mich auf die Wanderschaft und mußte bald betteln. Meine Kleider waren zerrissen, einen Mantel hatte ich nicht mehr. So kam ich an die Ostsee. Trotz meiner großen Not fand ich den Mut nicht, umzukehren. Ich schämte mich. Auch glaubte ich, man werde mich nicht mehr aufnehmen. Der Kummer, den ich meiner Familie angetan, quälte mich furchtbar. Aber je größer die Qual wurde, desto weiter trieb es mich fort. Ohne Papiere, bei Nacht, verelendet und halb verhungert, überschritt ich die deutsche Grenze. Als Taubstummer bettelte ich mich durch Litauen, durch Rußland. Mitten im ärgsten Winter gelangte ich nach Petersburg, wurde aufgegriffen, schließlich aber wieder freigelassen. Der

Winter wurde immer ärger. Ich wanderte auf halb erfrorenen Füßen weiter nach Nordosten. Ich war nur noch ein Gerippe, mit Haut überzogen.

Schließlich gelangte ich in Gegenden, in denen kaum noch ein Mensch wohnte. Ein duzendmal war ich daran, mich im Schnee niederzulassen, um zu sterben, aber immer wieder trieb mich die geheime Hoffnung auf jene große That an, mich noch einmal aufzuraffen. Ansiedler fanden mich und nahmen mich aus Mitleid zu sich. Sie ließen mich in ihrer Hütte Kartoffeln schälen, die Kinder und das Vieh beaufsichtigen, und sie gewöhnten sich bald daran, mich selbst als eine Art Tier zu behandeln, das man nachts auf dem Fußboden neben der Tür schlafen läßt und dem man sein Futter in einem Napf mit den Füßen hinschiebt.

So ging der halbe Winter herum. Da faßte mich der Trieb nach der verhängnisvollen That wieder mit aller Macht. Eines Tages machte ich mich auf und wanderte ziellos in östlicher Richtung weiter. So ging es volle drei Tage lang. Schneestürme überfielen mich, und die Kälte war furchtbar. Ich begann mit den Händen nach dem spärlichen Moos zu graben, das unter dem Schnee war, um es zu essen. Dabei riß ich mir die Hände blutig. Schreckliche Frostbeulen entstanden.

Am vierten Tage, als schon die Eiswüste begann, stieß ich auf die Leiche eines Mannes, die hart gefroren im Eise lag. Ich war selbst am Ende meiner Kraft. Das erste war, daß ich mit tierischer Hast mich des Pelzmantels bemächtigte, den der Tote trug. Dann nahm ich ihm nacheinander die Stiefel, den sibirischen Rock, die Mütze. Dabei fielen aus seinem Rock ein Fläschchen mit Schnaps und ein Stoß zusammengebündelter handschriftlicher Aufzeichnungen.

Erst trank ich mit gierigen Schlücken den Schnaps, der meine Lebensgeister anregte. Dann blätterte ich in den Aufzeichnungen. Nun erfuhr ich alles, was Sie, Frau Gräfin, von dem unglücklichen Schicksal Ihres armen Betters wissen — alles, bis auf die Tatsache seines Todes, die ich Ihnen hierdurch mitteile.

Erschüttert von dem, was ich gelesen, bedeckte ich den Toten mit meinen zerlumpten Kleidern und sprach ein Gebet für ihn. Dann wanderte ich weiter, und es war in meinem Herzen, das schwöre ich Ihnen, noch keine Ahnung des Betrugs, dessen ich mich nachher schuldig machen sollte. Ich kann nicht mehr allzu weit gekommen sein. Meine Entkräftung machte rasche Fortschritte. In der folgenden Nacht schlief ich ein.

Das nächste, dessen ich mich entsinne, ist die Tatsache, daß sibirische Jäger mich umstanden, daß ich in einer Hütte lag, und daß man allgemein über mein Wiedererwachen große Freude zu empfinden schien. Sie behandelten mich mit größter Menschenfreundlichkeit, gaben mir heiße Milch, Schnaps, gedörrten Fisch und Zwieback und zeigten mir neugierig die Tagebuchblätter, die sie sorgsam aufbewahrt hatten. Daß ich mich mit ihnen nicht verständigen konnte, verdroß sie durchaus nicht. Nach acht Tagen zogen sie mit mir südwärts. Ich wurde in Decken gepackt und auf einem Schlitten gefahren. Nach weiteren sechs Tagen kamen wir in die erste feste Siedlung. Ich wurde den Behörden übergeben, die mich ebenso sorgsam und menschenfreundlich behandelten. Da niemand aus meinen Schriftstücken



flug wurde, schickte man die Blätter an das Gouvernement der nächsten größeren Stadt.

Es dauerte nicht lange, bis ein deutsch radebrechender höherer Beamter persönlich in einem sehr vornehmen Schlitten kam, um mich mit großer Feierlichkeit und Hochachtung auf russischem Boden zu begrüßen.

In diesem Augenblick erst kam mir zum Bewußtsein, daß sie mich alle für den berühmten Gelehrten und kühnen Forscher hielten. Damals siegte der Teufel über mich. „Du kannst ja vorläufig einmal zusehen“, sprach er, „wenn du ihnen auch sagst, du seist Andreas Schwänlein, sonst nichts, so werden sie es dir einfach nicht glauben und dich dennoch für den Doktor Caligan halten.“ Dann wieder sprach er: „Ein halbes Jahr lang sehnst du dich nach der Tat, die du vollbringen willst — nun, hier hast du ja, was du suchst, du brauchst nur zuzugreifen!“

So geschah es. Ich kam schließlich nach Petersburg ins Krankenhaus. Alle Welt begegnete mir mit größtem Respekt. Die Zeitungen brachten die Nachricht von meiner Wiederauffindung. Und dann kamen Sie, Frau Gräfin. Das andere wissen Sie selbst.“

Andreas Schwänlein verstummte. Auch der junge Mann sprach kein Wort.

„Können Sie weiterschreiben?“ sprach Andreas nach einer Weile.

„Jawohl . . .“ antwortete der Referendar.

„So schreiben Sie: Bald merkte ich, daß es eine höhere Gerechtigkeit auf der Welt gibt, der sich niemand entziehen kann. Nicht nur, daß die durch den Referendar empfohlene junge Sekretärin meine eigene Tochter war, erfuhr ich durch Sie, Frau Gräfin, daß ein frecher Betrüger inzwischen meine Stelle als Familienvater eingenommen hatte und im Begriffe stand, meine Tochter

an einen schlechten Menschen, eben jenen Lutscharsky, zu verkaufen.

Ich ging zu diesem Menschen und gab mich ihm zu erkennen. Ich versuchte, sein Herz zu erweichen, aber es gelang mir nicht. Dann kam er zu mir. Inzwischen hatte ich einen Entschluß gefaßt, den einzigen, der noch möglich ist. Vielleicht ist dieses die Tat, von der ich immer geträumt habe.

Ich bitte nicht um Ihre Verzeihung, meine Verfehlung wiegt allzu schwer. Aber um der Menschen willen, an denen ich mich versündigt habe, bitte ich Sie darum, Ihre Hand nicht von ihnen zurückzuziehen. Ermöglichen Sie es jenem Menschen, der meine Stelle eingenommen hat, dorthin zurückzukehren, woher er gekommen ist. Trösten Sie die Meinen. Stehen Sie vor allem Elise bei und erlauben Sie mir, den Glauben mitzunehmen, daß alle meine Sünde nicht ausgereicht hat, ihr das Glück zu rauben, nach dem sie sich sehnt, und das sie so vielfach verdient hat . . .“

Andreas Schwänlein, der zuletzt nur noch mühsam und mit ganz leiser Stimme gesprochen, verstummte abermals. Die Dämmerung sank draußen schon nieder. Kein Geräusch war zu vernehmen.

Da stand der junge Mann leise von seinem Stuhl auf, ging auf Andreas zu, beugte sich über ihn und sprach erschüttert: „Sie armer Mensch . . .“

Andreas wandte das Gesicht von ihm ab und sagte nichts.

„Was werden Sie jetzt tun?“ fragte der Referendar.

„Ich werde ausruhen“, sprach Andreas leise und sah in die Dämmerung.

„Wo werden Sie ruhen?“

„Ich will eine Stunde hier sitzen, dann werde ich

gehen. Ich danke Ihnen . . . ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Jetzt ist mir viel leichter."

Der junge Mann ging leise aus dem Zimmer.

Raum war der Referendar aus der Bibliothek herausgegangen, als er in fieberhafte Erregung geriet. Seine Gedanken arbeiteten in einer ganz bestimmten Richtung.

Er suchte den alten Johann und gab ihm Weisung, genau auf den Herrn zu achten.

"Bewachen Sie alle Ausgänge der Bibliothek, aber lassen Sie sich nur ja nicht dabei entdecken. Der Herr Doktor wird vor einer Stunde nicht fortgehen, wie er mir sagte. Tut er es aber dennoch, so folgen Sie ihm unauffällig. Der Herr Doktor ist sehr krank."

Johann war bestürzt, versprach aber, den Worten des Referendars genau zu folgen.

Dieser verließ mit großer Hast das Haus, sah auf seine Taschenuhr, winkte sich ein Auto heran und befahl dem Chauffeur, ihn so schnell als möglich zu dem Verwaltungsgebäude der Firma Beckmann & Co. zu fahren.

Dort angekommen, ließ er sich sofort zu dem Prokuristen Lutscharsky führen. Das Auto hatte er draußen warten lassen.

Herr Lutscharsky erschrak heftig, als ihm ein Herr gemeldet wurde, dessen Titel darauf schließen ließ, daß er mit den Gerichten zu tun hatte. Als der Referendar eintrat, erhob er sich höflich und ging dem Besucher aufrecht, wenn auch ein wenig blaß, entgegen.

Der Referendar machte keine Umstände.

"Sie sind Herr Lutscharsky, der Freund des Herrn Andreas Schwänlein und gewissermaßen sein zukünftiger Schwiegersohn?"

"Ich habe die Ehre, mein Herr", antwortete Herr

Lutscharsky, der nun schon einen dumpfen Druck empfand, als er merkte, daß der Besuch des Referendars mit der Sache Schwänlein zusammenhing, „bis auf das ‚Gewissermaßen‘, das hinzuzufügen Sie die Güte hatten, bin ich derjenige, den Sie suchen.“

Der Referendar beachtete seinen Einwurf nicht. Er trat ganz dicht an Herrn Lutscharsky heran und sah ihm fest in die Augen.

„Doktor Caligan, in Wirklichkeit Andreas Schwänlein, hat soeben ein umfassendes Geständnis abgelegt. Sie sind dringend verdächtig, mit diesem Menschen, der seit einem halben Jahre den Herrn Schwänlein spielt, gemeinsame Sache gemacht zu haben. Ihre Verhaftung kann jederzeit erfolgen. Sie werden außerdem der Mithilfe bei der beabsichtigten Verkuppelung der Tochter des Herrn Schwänlein an Sie beschuldigt, Sie sollen dem falschen Andreas Schwänlein sogar Geld dafür geboten haben, daß er seine väterliche Einwilligung gäbe.“

Der Referendar hatte sich das alles so zurechtgelegt



und war über die Wirkung seiner Worte selbst sehr erstaunt.

Herr Lutscharsky wurde weiß wie der Kalk an der Wand, griff mit den Händen hinter sich, und alles Blut wich aus seinen Lippen.

„Ist . . . ist . . . ist die Polizei schon da?“ stotterte er, „kann man . . . kann man denn gar nichts dagegen machen?“

„Wer hat das Geld gestohlen?“ fragte der Referendar scharf und ließ sein Opfer nicht aus den Augen.

„Ich nicht, mein Herr . . . ich nicht! Ich habe erst heute morgen erfahren, daß es nicht Andreas Schwänlein war, sondern dieser Mensch, der sich an seine Stelle gedrängt hat.“

Herr Lutscharsky hob dabei betauernd beide Arme auf.

„Und Sie haben es fertiggebracht, Sie elender Kerl, diese Tatsache auch nur eine einzige Stunde lang für sich zu behalten, während der arme Andreas Schwänlein dabei ist, sich das Leben zu nehmen? Sie haben nicht sofort die Behörden unterrichtet? Bismöglich haben Sie dies schändliche Spiel mit dem Gehehten und Gequälten noch fortgesetzt.“

Der junge Mann hob seine Faust gegen Herrn Lutscharsky. Aber dieser dachte gar nicht daran, sich irgendwie zur Wehr zu setzen.

„Gott weiß“, rief er mit weinerlicher Stimme, „wie ich mein Gewissen nach allen Seiten hin durchforscht habe, was ich in dieser Sache tun müsse. Hätte denn nicht meine Anzeige den falschen Doktor Caligan, meinen armen Freund Schwänlein, ins Gefängnis gebracht? Konnte ich denn das übers Herz bringen?“

„Ich will Ihnen sagen, was Sie mit Ihrem Gewissen vereinbart haben“, unterbrach ihn der Referendar und

drängte ihn dicht gegen die Wand. „Sie fürchteten, wenn der richtige Schwänlein zum Vorschein kommen und der falsche entlarvt werde, dann brächen Ihre ganzen Hoffnungen auf die Heirat mit Fräulein Elise Schwänlein zusammen. Das ist der Grund, weshalb Sie geschwiegen haben und darauf warteten, daß die beiden Schwänlein, der richtige und der falsche, sich irgendwie ins Benehmen setzen würden. Gottlob werden wir noch Gelegenheit haben, jenen sauberen Patron, den falschen Andreas, darüber zu befragen.“

Herr Lutscharsky begann zu schluchzen, und seine fetten Schultern zuckten.

„Das ist so viel Schlechtigkeit, mein Herr“, brachte er unter Tränen hervor, „daß ich es nicht auf einmal zu begreifen vermag. Hat man denn jenen Schwindler schon verhaftet?“

„Seine Verhaftung ist nur die Frage einer kurzen Zeitspanne. Vorläufig handelt es sich um das Schicksal des richtigen Andreas Schwänlein.“

„Der Ärmste . . . wie muß er gelitten haben!“

„Sie werden mir sofort folgen und sich mit mir zu Herrn Schwänlein begeben.“

„Ins Gefängnis?“

„Er ist nicht im Gefängnis.“

„Nun, ich denke . . .“

„Denken Sie, was Sie wollen, im übrigen nehmen Sie endlich Ihren Hut.“

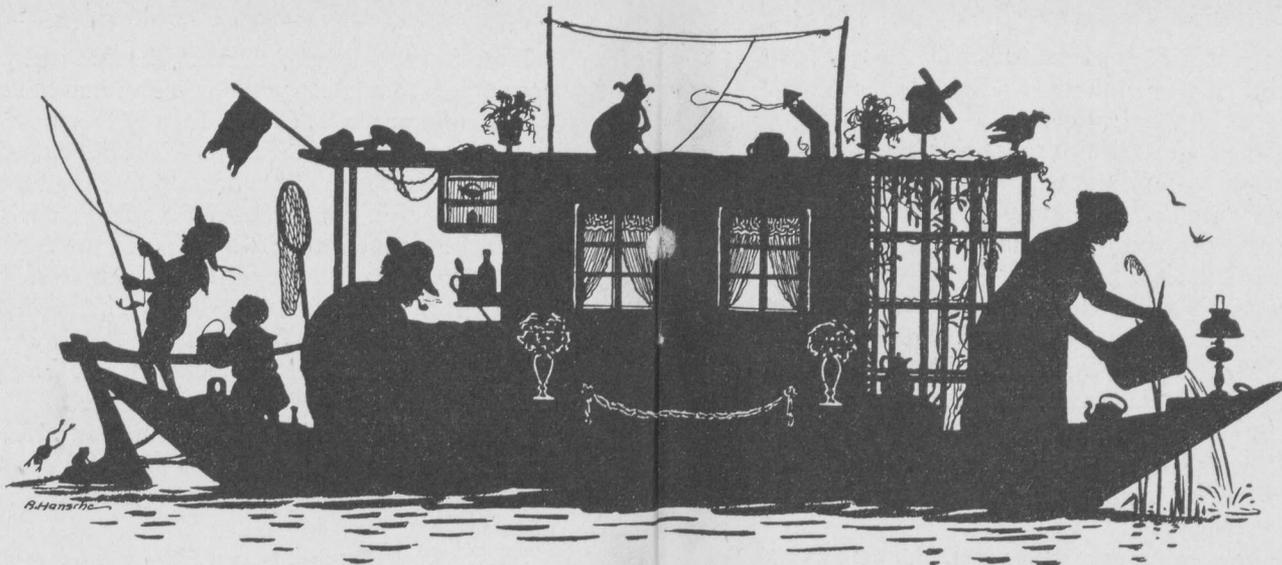
„Aber ich muß doch die Direktion verständigen.“

„Das ist Zeitversäumnis.“

„Ich bin doch Angestellter . . .“

„Machen Sie keine Redensarten, es handelt sich jetzt um jede Minute.“

Herr Prokurist Lutscharsky schritt neben dem Referen-



Das Hausboot.

Zeichnung von Rudolf Hansche.

dar durch das Gebäude und bestieg mit ihm das draußen wartende Auto. In rascher Fahrt ging es zurück in den Grunewald.

Johann stand mit schreckenstarrtem Gesicht vor dem Portal, als der Wagen ankam.

„Wo ist der Doktor?“ rief der Referendar, indem er hinaussprang.

„Fort . . .“ stotterte der alte Diener und würgte dabei jeden Laut aus seiner Kehle, „vor zehn Minuten ist er fortgegangen.“

„Warum haben Sie nicht getan, was ich Ihnen sagte?“ schrie der junge Mann. Herr Lutscharsky blieb tief drinnen im Wagen und drückte sich angstvoll in die Ecke.

„Die Frau Gräfin rief mich . . . ich sollte dem Herrn Doktor eine Tasse Tee in die Bibliothek bringen. In dieser Minute muß er fortgegangen sein . . .“

„Laufen Sie sofort ans rückwärtige Parktor. Fragen Sie alle Leute, ob jemand den Doktor gesehen hat, wenn ja, in welcher Richtung er ging. Ich selbst tue das gleiche auf dieser Seite. Ich schicke den Portier zu Ihrer Unterstützung. Sie, mein Herr“, wandte er sich an Herrn Lutscharsky, „bleiben, ohne sich zu rühren, im Wagen sitzen, bis ich zurückkomme.“

„Darf ich denn nicht suchen helfen?“ entgegnete Herr Lutscharsky, „ich kenne ihn doch so gut . . . ich bin doch sein bester Freund.“

Der Referendar hörte gar nicht auf ihn, er war schon davongeeilt.

In diesem Augenblick hielt neben dem Wagen, in dem Herr Lutscharsky saß, ein anderes, eben anfahrendes Auto. Herr Lutscharsky sah durch die Scheiben und erkannte in dem andern Wageninnern das fette Gesicht des falschen Andreas.

Sofort drückte er sich selber in den dunkelsten Winkel und hielt vor Schreck und Erregung den Atem an.

Der falsche Andreas stieg umständlich aus, entlohnte den Chauffeur und ging in selbstbewußter Haltung durch das Portal zu der Villa hin.

Dort klingelte er und verschwand bald im Hause. Herr Lutscharsky folgte jeder seiner Bewegungen in atemloser Spannung.

Der Referendar kam zurückgelaufen. Vor dem Portal traf er mit Johann zusammen, der durch den Park herbeieilte.

„Herr Referendar“, keuchte Johann, „sie haben ihn gesehen, er ist durch das kleine Tor an der Rückseite hinaus über die Straße und dann in der Richtung des Waldes davongegangen. Er kann höchstens eine Viertelstunde entfernt sein.“

„Gott helfe uns allen, wenn das Unglück bereits geschehen ist“, sprach der Referendar. „Wir müssen ihm sofort nach.“

Er eilte auf den Wagen zu.

Das Gesicht Herrn Lutscharskys tauchte auf.

„Er ist drinnen ... eben ist er hineingegangen ...“ flüsterte er zitternd.

„Wer?“

„Andreas Schwänlein ... der falsche Andreas ...“

Der Referendar stutzte einen Augenblick.

„Dort hinten fährt noch das Auto, mit dem er gekommen ist“, fuhr Lutscharsky fort, „soll ich zur Polizei laufen, damit er uns nicht entgeht?“

„Bleiben Sie! Johann, eilen Sie ins Haus . . . sorgen Sie, daß dieser Mensch . . . daß Herr Schwänlein nicht aus dem Haus kommt, bis ich zurück bin. Wenn er mit der Frau Gräfin spricht, ist es gut. Lassen Sie ihn. Aber er darf unter keinen Umständen, unter gar keinen Umständen fort. Verstehen Sie mich? Nötigenfalls wenden Sie Gewalt an. Nehmen Sie sich den Portier zu Hilfe. Wenn die Frau Gräfin andere Weisungen gibt, dürfen Sie ihr nicht folgen. Sagen Sie ihr, es handelt sich um ein Verbrechen, ich würde ihr alles nachher aufklären.“

Johann zitterte vor Bestürzung und Schrecken, dann eilte er ins Haus.

Der Referendar fuhr mit Herrn Lutscharsky davon.

Sie bogen in eine Nebenstraße, die durch den Wald führt und für Automobile befahrbar ist, ein und hielten nach einigen Minuten mitten im Wald.

Der Referendar sprang heraus und hieß den Chauffeur warten. Auch Herr Lutscharsky kam bleich und schlotternd zum Vorschein.

Dann eilten sie blindlings vorwärts.

Herr Lutscharsky keuchte vor Anstrengung, aber der Referendar hatte kein Erbarmen mit ihm. Er sprach kein Wort unterwegs.

Nach zehn Minuten kamen sie an einen kleinen See.

„Hier hat man damals Schwänleins Mantel gefunden“, stammelte Herr Lutscharsky, den ein kalter Schauer überlief.

Der junge Mann sah mit wilden Augen um sich.

Plötzlich griff er Herrn Lutscharsky mit eisernem Griff

am Arm. Herr Lutscharsky unterdrückte den Schmerz und folgte den Blicken des Referendars. Fünfundzwanzig Meter von ihnen entfernt kam die Gestalt Andreas Schwänleins langsam und wie im Traum durch die Bäume. Er ging auf den kleinen See zu. Er hatte keinen Hut auf dem Kopf, und seine Augen hatten wieder jenen starren und leeren Ausdruck, der an Blindheit erinnert. Er sah nicht rechts und nicht links und ging mit unsicher tastenden Füßen.

Dann hielt er ein und begann langsam seinen Mantel ausziehen. In diesem Augenblick eilte der Referendar auf ihn zu.

Andreas Schwänlein hob den Kopf und sah den jungen Mann mit einem trüben und beinahe kindlichen Lächeln an.

„Warum stören Sie mich?“ fragte er leise.

„Herr Schwänlein“, sprach der Referendar mit stockender Stimme, „hier ist einer, der bezeugen kann, daß Sie das Geld nicht gestohlen haben, sondern daß es Ihnen gestohlen worden ist. Ihrer Rehabilitierung in jedes Menschen Auge steht nichts im Wege!“

„So wahr Gott mir helfe“, fügte Herr Lutscharsky feierlich hinzu und hob seine Hand zum Schwur auf, „ich kann es bezeugen, daß wir alle das Opfer eines scheußlichen Betruges geworden sind. Gott wird die Schuldigen mit seiner Rache treffen.“

Aus Andreas Schwänleins Gesicht wich der letzte Blutstropfen. Er starrte erst Herrn Lutscharsky, dann den Referendar an. Nun entrang sich seiner Brust ein tiefes Stöhnen, und er brach wortlos zusammen.

Sie trugen den Ohnmächtigen durch den Wald und brachten ihn mit dem Auto in die Villa der Gräfin.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis Andreas Schwän-

lein zu sich kam. Inzwischen war Herr Emil Schierke bereits verhaftet worden. Die herbeigerufenen Polizisten warteten auf Weisung des Referendars draußen vor dem Portal, bis er seine Unterhaltung mit der Gräfin beendet hatte und in selbstbewußter Pose das Haus verließ. Die Gräfin ahnte nichts von den Vorgängen. Johann hatte ihr gesagt, der Herr Doktor gehe im Park spazieren, und er bitte sie, die Gräfin, an seiner Stelle den Besuch zu empfangen.

Herr Schierke zuckte mit keiner Miene, als er verhaftet wurde.

„Mir soll et recht sein“, sagte er seelenruhig zu den Beamten, „ik habe mir schon lange nach Veränderung gesehnt“, und folgte ihnen willig.

Andreas Schwänlein sprach eine Viertelstunde lang ganz ruhig mit dem Referendar. Er war noch sehr schwach. Aber er bestand darauf, daß alles noch heute abend seine Ordnung finde.

Heimlich verließ er kurz vor dem Abendessen mit dem jungen Mann das Haus. Der Referendar nahm ein Auto.

Unterwegs sprachen sie nur einmal miteinander.

„Mir ist so wohl“, sagte Andreas leise, während die Tränen aus seinen Augen fielen.

„Nun wird alles gut werden“, antwortete der Referendar.

---

Das Sportgirl.

Zeichnung von Liselotte Nägele.



Sie fuhren zu dem zuständigen Polizeirevier.

Mit leiser, aber sicherer Stimme machte Andreas Schwänlein alle erforderlichen Angaben. Dann bat er, man möge ihn sofort in Haft nehmen, denn er habe für heute kein anderes Unterkommen.

Der Referendar gab ihm die Hand und ging.

Er fuhr zurück in die Villa, um mit der Gräfin zu sprechen. Außerdem hatte er sich vorgenommen, noch am Abend nach Schöneberg zu fahren, um Frau Mathilde, Elise und Bernhard über alles Vorgefallene zu unterrichten.

Herr Lutscharsky kam an diesem Tage nicht mehr zum Vorschein, er lag mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett in seiner Wohnung.

Der Prozeß, der einige Wochen später gleichzeitig gegen den falschen und gegen den richtigen Andreas Schwänlein, alias den falschen Doktor Caligan, geführt wurde, erregte nicht weniger Aufsehen als der erste Prozeß wegen des Diebstahls. Das Wiederaufnahmeverfahren in der Diebstahlsache war mit ihm verbunden.

Herr Emil Schierke, der in Wirklichkeit, wie sich herausstellte, Franz Kubalke hieß und schon ein ausgedehntes Strafregister hinter sich hatte, machte sich am wenigsten daraus. Er erzählte in der prahlerischen Weise, die überführten Spitzbuben oft eigen ist, wie er vor langer Zeit zufällig Herrn Schwänlein zum erstenmal gesehen, wie er über die große Ähnlichkeit mit ihm verblüfft gewesen sei und wie er sofort den Vorsatz gefaßt habe, diese Tatsache irgendwie zu verwerten.

Zunächst habe er sich darauf beschränkt, die Lebensgewohnheiten seines Opfers genau zu studieren, „denn“,

sagte er vor Gericht, „nichts ist wichtiger bei einem genialen Coup als die gründliche Vorbereitung.“

Das Studium sei ihm nicht ganz leicht gewesen, weil er es doch unter allen Umständen vermeiden mußte, vorzeitig als Herr Schwänlein angesehen zu werden. Bald hatte er erfahren, daß Andreas Schwänlein an jedem Samstag mit den Lohngeldern in die Fabrik fuhr. Sofort habe er sich gedacht, daß er ihn bei dieser Gelegenheit fassen müsse.

Dann erzählte Herr Emil Schierke, alias Herr Franz Kubalke, wie er die Tat vollbracht. Unvorsichtigerweise hatte er gerade dem Portal des Verwaltungsgebäudes gegenübergestanden, als Herr Schwänlein mit der Geldmappe herauskam. Schon habe er sich erkannt geglaubt und von seinem Vorhaben Abstand nehmen wollen. Aber das Verhalten seines Opfers sei so harmlos gewesen, daß er ihm dennoch folgte. Die Tat selbst bezeichnete er als ein Kinderspiel. Er habe nur, während Herr Schwänlein erschöpft auf dem Stein gesessen, zu ihm hinzugehen und die Mappe an sich zu nehmen brauchen. Da er keinen Pfennig mehr bei sich getragen, habe er zunächst einen Hundertmarkschein entnommen und das übrige Geld an einem sicheren Ort untergebracht.

Über sein späteres Verhalten befragt, gab er unumwunden zu, daß ihm sofort nach dem spurlosen Verschwinden Schwänleins der Gedanke gekommen sei, diesmal bessere und nachhaltigere Arbeit zu verrichten. Er habe bestimmt gedacht, daß Schwänlein sich das Leben genommen hätte. Mit voller Absicht habe er fast ein halbes Jahr verstreichen lassen und sei dann zum Obdachlosenasyll am Alexanderplatz gegangen, um sich als Andreas Schwänlein aufgreifen zu lassen.

„Können Sie mir det verdenken, meine Herren? Auch

unserer sehnt sich bisweilen nach einem ruhigen und sorgenfreien Leben. Soll man denn mit Gewalt nein sagen, wenn einem der Schicksal gewissermaßen so'n vorteilhaftes Angebot macht?"

Andreas Schwänlein verfolgte diesen Bericht mit großer Aufmerksamkeit. Herr Schierke, alias Kubalke, hatte sich seinen rötlichen Bart abnehmen lassen, und nun sah man allerdings die starke Ähnlichkeit zwischen beiden, wenn auch der eine ein fetter, frechblickender, anmaßender Andreas Schwänlein war und der andere ein abgezehrter, demütiger und sanfter.

Das Geständnis über seine eigene Tat legte dieser mit ruhiger Stimme ab. Er vermied es dabei, der Gräfin Haslach, die unter den Zeugen saß, ins Gesicht zu sehen. Sein Bericht machte auf alle Anwesenden einen starken Eindruck.

Die Gräfin saß neben Elise. Auf Elises anderer Seite saß der Referendar Westermann. Herr Lutscharsky machte keinen Versuch, sich zwischen die beiden zu drängen. Er hockte zusammengekauert auf seinem Platz und versuchte, sich möglichst vor den Blicken des Herrn Schierke, alias Kubalke, zu verbergen. Sein Glück wollte es, daß durch das umfassende Geständnis des Herrn Schierke die Zeugenaussage des Herrn Lutscharsky überflüssig wurde.

Der Höhepunkt des Prozesses wurde erreicht, als die Gräfin Haslach zu den Aussagen des Angeklagten Andreas Schwänlein vernommen wurde.

Die Gräfin sagte mit leiser Stimme, kein Mensch sei befugt, einem andern seine Verfehlungen zu vergeben. Was einer einem aber persönlich angetan, das zu verzeihen sei nicht nur ein Recht, sondern auch ein Glück.

Es sei ihr einziger Wunsch, daß der Ausgang dieses Prozesses dem Angeklagten und seinen Angehörigen die



Umstände zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Die Strafe wurde durch die infolge des ersten Urteils irrtümlich verbüßte Gefängnisstrafe als erledigt betrachtet. Der Angeklagte wurde sofort auf freien Fuß gesetzt.

\* \* \*

Ein Vierteljahr später wurde bei Schwänleins in aller Stille ein doppeltes Ereignis gefeiert.

Andreas ging zum erstenmal wieder aufs Büro, um seine alte Stellung anzutreten. Herr Direktor Beckmann selbst hatte ihm so lange zugesetzt, bis er sich damit einverstanden erklärte.

Das zweite Ereignis war die Verlobung Elises mit dem Referendar Westermann. Da man auf den Wunsch Elises alle öffentlichen Anzeigen unterlassen hatte, waren kaum Glückwünsche eingegangen. Ein einziger Brief kam an. Er war von der Gräfin Haslach.

Der Brief enthielt unter anderm auch die Bemerkung, sie, die Gräfin, mache sich oft Sorge, ob nun auch alles bestens geordnet sei. Dabei stoße sie immer auf einen Punkt, das sei das Schicksal Bernhards. Sie habe das Empfinden, als müsse auch diesem Jungen sein Recht werden. Elise möge mit ihren Eltern sprechen und sie fragen, ob sie, die Gräfin, sich um Bernhards Ausbildung für das Konservatorium bekümmern dürfe. Man könne ihr keine größere Freude machen.

Elise sprach mit ihrem Vater. Er wollte zuerst nichts davon wissen, unter keinen Umständen.

Am Abend ging Bernhard, mit dem Elise ebenfalls gesprochen, hin und spielte vor seines Vaters Thür das Notturmo von Chopin. Andreas tat kaum einen Atemzug, solange Bernhard spielte. Er war umgestimmt. Leise ging er hinaus und schloß seinen Sohn in die Arme.



„Kinder, beeilt euch; ich muß niesen!“

Nach einer Zeichnung von Hans Füsser.



*Der Oleanderschwärmer*



*Der Totenkopf*

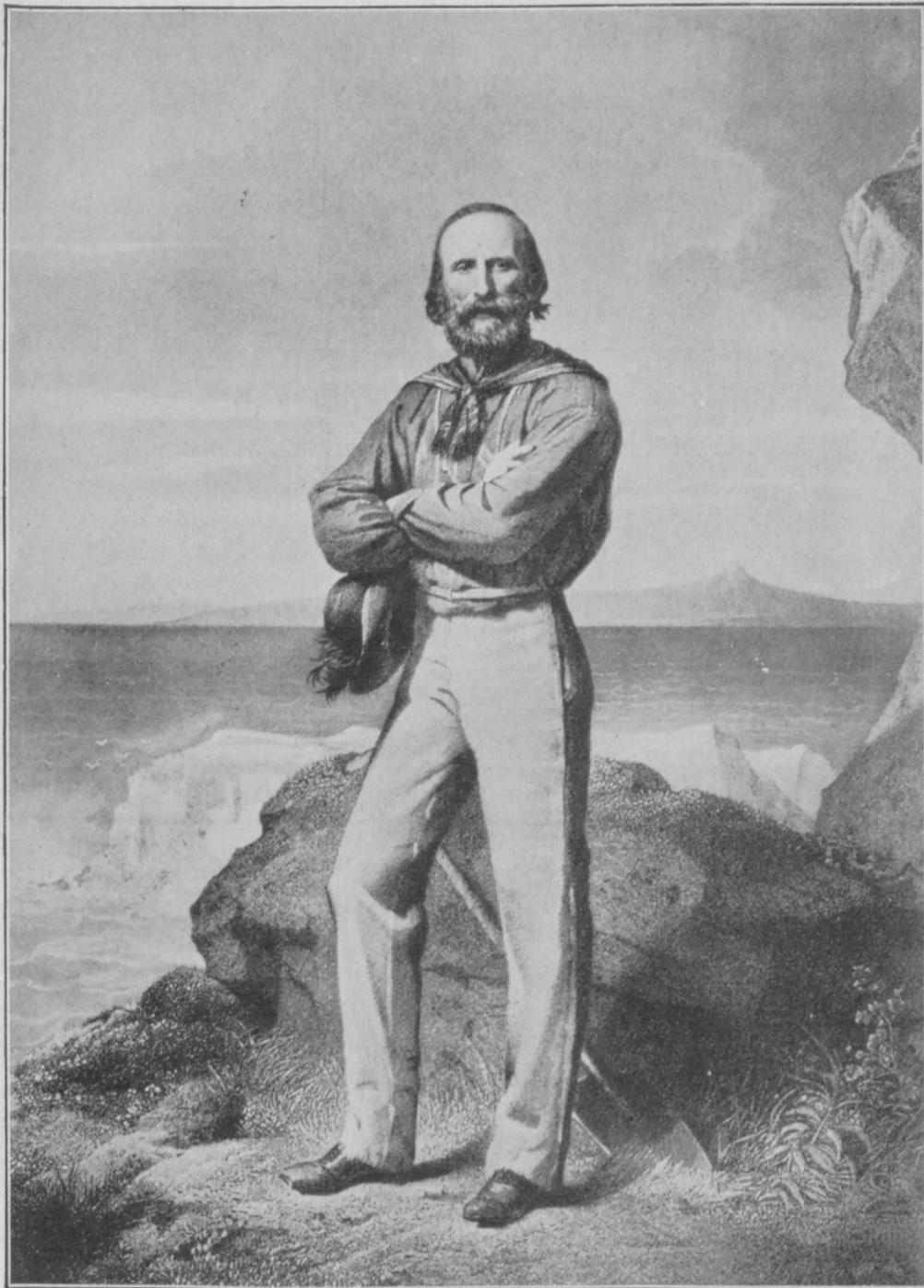
# Garibaldi

Von Archivrat Dr. J. Lulvès

Mit 4 Abbildungen

Roms Landschaftsbild wird gekrönt durch die weithin sichtbare Kuppel der Peterskirche über dem Grabe des Apostelfürsten auf dem Vatikanhügel. So stellt es sich auch auf den älteren Stadtansichten dar. Seit Herbst 1895 jedoch, seit den Fünfundzwanzigjahrfeiern der Einverleibung Roms in das nationale Königreich Italien, zugleich der Erklärung Roms zur Hauptstadt dieses Königreichs, erscheint als zweiter überragender Brennpunkt in jenem Landschaftsbild das gewaltige Reiterstandbild des Volkshelden der italienischen Einigungskämpfe, Giuseppe Garibaldi, dessen politisches Lösungswort in jenen nationalen Kampffahren (1831 bis 1870) von zündender Wirkung unsterblich geworden ist: Roma o morte, Rom oder den Tod!

So schaut jetzt vom hohen Gianicolohügel die monumentale Heroengestalt des unermüdlchen und unerschrockenen Freiheitskämpfers dauernd auf die Erfüllung seines Lebenstraumes auf Rom als Hauptstadt des geeinten Italiens. Nizza, damals noch politisch zu Italien gehörig, war Garibaldis Heimatstadt, wo er am 10. Juli 1807, also vor nunmehr hundertfünfundzwanzig Jahren, als Sproß einer Schifferfamilie geboren wurde. Früh nahm der Vater seinen anstelligigen und aufgeweckten Giuseppe mit auf seine Seereisen, die sich bis nach Konstantinopel und Odessa erstreckten. Rom, von der Tibermündung her für die Seefahrer leicht erreichbar, machte auf den Knaben einen tiefen Eindruck: die alte Welthauptstadt von ihrer Einschnürung zu erlösen, Rom zur Hauptstadt eines geeinten Italiens zu machen, schwebte ihm als Lebensziel vor. Es waren Ideen, die den Bestrebungen des Geheimbundes „Das junge Italien“ unter Führung des genuesischen Revolutionärs Giuseppe Mazzini entsprachen; ihm schloß sich Garibaldi an. 1833 wurde er mit in



Giuseppe Garibaldi, „der Volksheld der italienischen Einigungskämpfe.“

die Katastrophe jenes Geheimbundes verwickelt, wurde abwesend zum Tode verurteilt und mußte ins Ausland über See fliehen. In dem nun beginnenden Abenteuer- und Kriegerleben wirkte sich das vielen Italienern innewohnende Kondottiereblut auch bei ihm aus. Zuerst kämpfte Garibaldi für die Freiheit der brasilianischen Provinz Rio Grande, dann für die der Republik Uruguay; dort schon an der Spitze einer von ihm aus Landsleuten gebildeten „italienischen Legion“. Inzwischen hatten im Frühjahr 1848 Versuche zu Freiheitskämpfen in Italien begonnen. Auf diese Kunde hin eilte der bereits unter seinen Landsleuten weithin bekannt gewordene und schon vielfach bewunderte junge Freischarenführer in die Heimat zurück, an der Spitze einer todesmutigen Schar von zweiundsechzig national begeisterten Jünglingen. Wohl nahm diese Zahl nach der glücklichen Landung in Nizza zu, so daß Garibaldi nach manchen Enttäuschungen zunächst einen Kleinkrieg im äußersten Norden Italiens gegen die Österreicher versuchen konnte. Aber die Mutlosigkeit des Königs Karl Albert von Sardinien-Piemont, von dem man erwartet hatte, daß er die Sache der Befreiung Italiens energisch in die Hand nehmen würde, und die Niederlage bei Custoza am 25. Juli 1848 wirkten lähmend. Garibaldi mußte seinen Versuch aufgeben, fand aber alsbald Gelegenheit, sich im päpstlichen Kirchenstaat zu betätigen. Der damalige Papst Pius IX. hatte nämlich liberale Reformen in Aussicht gestellt, im März 1848 sogar eine Verfassung bewilligt. Dann aber trat bei ihm eine reaktionäre Sinnesänderung ein. In der Nacht des 24. November 1848 floh Pius IX. nach der neapolitanischen Festung Gaëta. Nun entwickelte sich eine demokratische Herrschaft in Rom, wohin auch Garibaldi den Rest seiner Mannschaft führte, die spätere „italienische Legion“. In einer konstituierenden Versammlung auf dem Kapitol Roms, der auch Garibaldi als Abgeordneter beiwohnte, schien sich am 8. Februar 1849 sein Lebenstraum zu erfüllen, die Wiedererstehung der römischen Republik. Aber schon naheten zur Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft vom Süden her die Truppen des piusfreundlichen Königs von Neapel, von der Hafenstadt Civitavecchia her



Garibaldi mit seinem Diener, einem Neger, in Rom 1849.

die Franzosen unter General Dudinot, entsandt vom Präsidenten der damaligen französischen Republik, Louis Napoleon, dem späteren Kaiser; der verhaßteste Erdenbewohner für Garibaldi. Glückte es auch letzterem, bei der Verteidigung Roms zunächst die Neapolitaner und auch die Franzosen zurückzuwerfen, so gelang es diesen doch, schließlich siegreich in die Stadt einzudringen, während Garibaldi seine Mannschaften fluchtartig durch das entgegengesetzte Thor Porta San Giovanni hinausführte, begleitet von seinem treuen, heldenhaften Weibe, der in Amerika ihm angetrauten Kreolin Anita. Die weitere Flucht vor der ständigen Verfolgung der übermächtigen Feinde, der Franzosen und Österreicher, äußerst romantisch bei der nie versagenden heimlichen Unterstützung seitens der mit ihm sympathisierenden Bevölkerung, aber unausgesetzt gefahrvoll, in der Richtung auf den Norden des Adriatischen Meeres, ist als bewunderungswürdiger Rückzug dem des alten Griechen Xenophon an die Seite gesetzt worden. Da überall auf der Apenninen-

halbinsel die Sache der Freiheit unterlegen war, nahm er schließlich wieder zu Amerika seine Zuflucht.

Nach abenteuerlichen Versuchen, sich dort durchzuschlagen, war es ihm möglich, im Mai 1854 in Genua neuerdings den heimatlichen Boden Italiens zu betreten. Er zog sich auf die kleine Insel Caprera zurück, wo er sich anbaute und seine Denkwürdigkeiten niederschrieb.

Als ein halbes Jahrzehnt später der geniale Minister König Viktor Emanuels II., des energischen Sohnes des zaghaften Karl Albert, als Graf Camillo Cavour entschlossen war, im Bunde mit dem Franzosenkaiser Napoleon III. den Befreiungskampf Norditaliens gegen Oesterreich zu wagen, da ließ er im Februar 1859 den schon legendar gewordenen Freischarenführer nach Turin kommen. Garibaldi, der übrigens nie volles Verständnis für die großzügige Politik des weitblickenden Staatsmannes gehabt hat, ihm vielmehr meist mit Mißtrauen begegnete, übernahm als General die Aufgabe, Freiwilligenregimenter zu bilden. Aufs neue organisierte er einen Kleinkrieg in den Alpengegenden. Dem Hauptheer zur Seite, drang er bis zum Gardasee vor, vielfach siegreich die Oesterreicher beunruhigend, bis der Sinneswechsel des französischen Kaisers, der das Versprechen einer Proklamation vom 3. Mai 1859: „Italien frei bis zur Adria“ vergessen hatte, mit dem unerwarteten Waffenstillstand und den Friedenspräliminarien von Villafranca dem ganzen Kriege und somit dem Freischarenkampfe Garibaldis ein vorzeitiges Ende setzte.

Garibaldi war mit diesem Ausgang des Kriegs, der Italien nur die Lombardei mit Mailand, aber nicht Venetien eintrug, wenig zufrieden. Sein ganzes Leben lang schmerzte ihn die von Napoleon III. als Preis für seine unvollständige Mithilfe erzwungene Abtretung von Savoyen und Nizza, Garibaldis Vater- und Geburtsstadt. „Ich kann nicht Freund und Verbündeter gewisser Menschen (der Franzosen) sein, die sich brüsten, Italien befreit zu haben! Denn sie sind das Unglück Italiens und Europas. Sie haben mich um meine Heimat, um meine Geburtsstätte betrogen, und ich muß es mit tiefem Schmerze be-



Die Erstürmung Palermos durch Garibaldi im Jahre 1862.

kennen, daß ihnen eine italienische Regierung hilfreiche Hand geleistet hat! Gott möge es ihr verzeihen“ (25. April 1860). Auch gegen Cavour hatte er nunmehr nur Haßgeföhle.

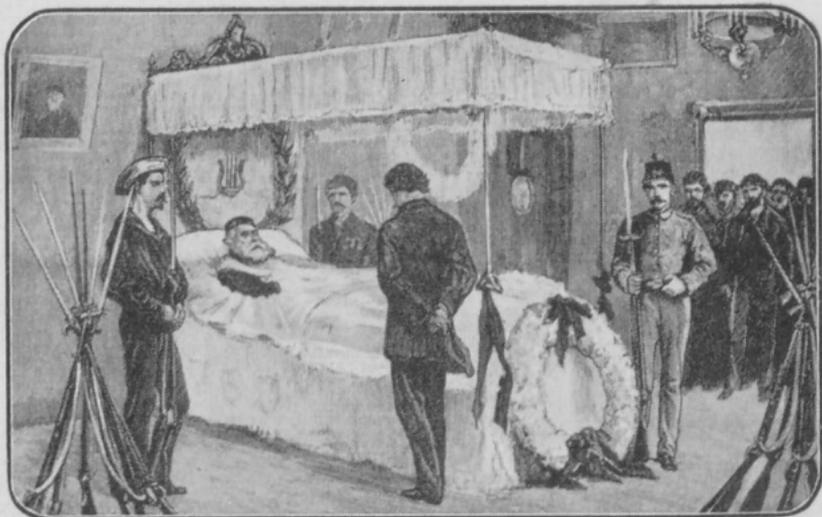
Nicht minder enttäuschte ihn die Behandlung, die ihm in Mittelitalien, wo die unruhigen Provinzen Marken, Umbrien und das Großherzogtum Toskana zum Anschluß an die Einheit Italiens unter dem Zepfer Viktor Emanuels drängten, die höheren Offiziere desselben zuteil werden ließen, obgleich sie selbst ihn gerufen hatten zwecks Ausnutzung seiner alle faszinierenden Popularität. Immer wieder wurde er mit seinen etwas bunt zusammengewürfelten Scharen militärisch nicht für voll angesehen. Und doch sollte der freiheitsbegeisterte Republikaner mit ihnen die glänzendste Eroberung in dem Einigungswerk Italiens zustande bringen, den unvergleichlichen „Zug der Tausend“ des Jahres 1860 von Quarto bei Genua nach Marsala in Sizilien, der wie ein Sturmwind das übermorsche Bourbonenköönigtum in Sizilien und Neapel hinwegfegte. Den Abschluß dieser ebenso denkwürdigen wie kurzen Expedition bildete die Begegnung des Volkshelden, dem die befreiten Bevölkerungen die Diktatur übertragen hatten, mit Viktor Emanuel II., den er als „König von Italien“ am 29. Oktober 1860 in Montecroce bei Teano begrüßte. Wenige Tage später legte er Kommando und Diktatur in die Hände des Königs und kehrte als bescheidener Privatmann in die Stille seiner geliebten Insel Caprera zurück, aber ohne sein Lebenswerk für abgeschlossen zu halten. Denn noch fehlten Venetien und der Kirchenstaat dem geeinten Italien. Gegen die Priesterherrschaft in dem letzteren richtete sich jetzt vornehmlich sein ganzer Haß, zumal da Viktor Emanuel, aus Rücksicht auf den übermächtigen Franzosenkaiser, der seit der Vertreibung Garibaldis aus Rom 1849 dort eine französische Besatzung zum Schutze Pius' IX. dauernd hinterlassen hatte, gegen diesen und seine weltliche Herrschaft nichts unternehmen konnte. Zweimal versuchte Garibaldi diesen Bann, der auf Rom lastete, zu brechen: im August 1862 durch eine Expedition von Palermo aus über Catania in Sizilien nach Melito auf dem italienischen Festland. Immer noch wirkte Garibaldis



war tatsächlich die Einigung Italiens vollendet und Garibaldis Jugendtraum erfüllt.

Trotz seiner vielfachen bösen Erfahrungen mit den Franzosen, deren Diplomatie er als die böswilligste aller irdischen Gebilde bezeichnet hat, konnte er es, in seinem Unverständnis für die großen politischen Fragen und in seinem allzu starken republikanischen Fanatismus, nicht unterlassen, sofort nach dem Sturze des verhaßten „2. Dezembermannes“ seine Dienste der republikanischen Regierung in Frankreich anzubieten. Tapfer kämpften seine Freischärler vor Dijon in den Tagen 21. bis 23. Januar 1871, denen es glückte, die einzige deutsche Fahne, die des 61. Infanterieregiments, zu erbeuten, aber Garibaldis Wirken war auf diesem Kriegsschauplatz wenig erfolgreich. Die Behandlung, die ihm seitens der Republik zuteil wurde, war derartig, daß er am liebsten gleich zu Anfang nach Hause zurückgekehrt wäre. Im Februar 1871 als Deputierter für die Nationalversammlung in Bordeaux gewählt, ließ ihn die Mehrheit nicht zu Worte kommen, so daß er es vorzog, Frankreich zu verlassen.

Elf Lebensjahre waren ihm noch vergönnt, die er zumeist auf seinem Besitztum auf Caprera, teils aber auch in Rom verlebte,



Die Aufbahrung des Freiheitskämpfers Garibaldi.

wo er, seit 1875 der Deputiertenkammer angehörend, vor allem für die großen gemeinnützigen Projekte des neuen Italiens eintrat, wie die Sanierung der fieberreichen römischen Campagna, für die Anlegung eines Seehafens Roms und für die Regulierung der alljährlich durch Überschwemmungen bedrohten Tiberufer in Rom. Die unantastbare Lauterkeit, der gesunde Menschenverstand, der selbstlose Idealismus des am 2. Juni 1882 auf Caprera Entschlafenen hat ihm auch trotz seiner Einmischung in den Deutsch-Französischen Krieg in Deutschland viele Verehrer und Bewunderer verschafft.



## Anekdote

### *Die Brücke*

Friedrich August, der vor kurzem verstorbene frühere König von Sachsen, lebte auf Schloß Sibyllenort bei Breslau, war immer ein leidenschaftlicher Jäger und nahm hin und wieder gern an den großen schlesischen Jagden teil.

Die freiherrlichen, gräflichen oder fürstlichen Förster pflegten bei solchen Anlässen dann in Reih und Glied den Gast zu begrüßen. Friedrich August schritt die Front ab, richtete hier und dort freundliche Worte an die Grünröcke, und dabei entwickelte sich einmal folgendes Zwiegespräch.

Bei irgend einer Jagd waren die Förster angetreten und hatten ihre Kriegsauszeichnungen angelegt. Friedrich August ging an der Reihe vorüber, blieb nachdenklich vor einem Förster, der das Eiserne Kreuz erster Klasse trug, stehen und fragte dann in seinem ausgesprochen sächsischen Dialekt: „Nu also, gucke eener an . . . dichtich . . . wo ham Se sich denn das geholt?“

„In Frankreich.“

„Aha . . . sehn Se mal an . . . wosier ham Se's denn gekriecht?“

„Wir haben noch während des Vormarsches eine Brücke gestürmt.“

„Eene Prigge . . . na, die blieb noch nich ganz?“

„Nein, wir mußten sie dann sprengen.“

Friedrich August nickte dem Forstmann herzlich zu und ging weiter. Nach zwei Schritten aber schon wandte er sich noch einmal um und sagte sehr ernsthaft: „Un nu . . . nu müssen wir se bezahlen . . .“

W. Sch.

# Für stille Stunden

Nicht Zeit zum Nachdenken zu haben, spart manche Träne.



Geduld und Ausdauer sind die Wege zum Reichtum.



Kennst du den Prüfstein, der des Herzens Gold bewährt?  
Selbstverleugnung heißt er.



Langsam unternimm! Hast du aber angefangen, führe  
es durch.



Versäume die Zeit nicht, die gemessen ist.



Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine  
Seele wäre.



Nimmer vergiß das Wort: Wir sind auf Erden nur Pilger.



Mache jeglichen Tag zur Saatzeit, so kommt einst die Ernte.



Bewahre dir eines im wechselnden Spiele der Zeit: Sei  
treu und wahr zu andern und — zu dir selbst.



Aus dem Ei schlüpfende Ringelnatter.

# Der Keim des Lebens

VON DR. ULRICH K. T. SCHULZ

Mit 5 Illustrationen nach Photos der biologischen Abteilung der Ufa

**D**a das Leben den Organismus aufzehrt, ist der Tod das Unvermeidliche Ende aller Lebewesen auf Erden, auch wenn sie mit noch so großer Zähigkeit am Leben hängen. Trotzdem erhält sich das Leben, denn eine der bemerkenswertesten Fähigkeiten aller Organismen ist, aus winzigen Teilchen des eigenen Körpers neue Wesen gleicher Art hervorzubringen, sich fortzupflanzen, wie die Wissenschaft sagt. Wohl sind die Individuen früher oder später dem Untergang geweiht, das Leben aber stirbt deshalb nicht aus, es ist ewig!

Bei den einfachsten Tieren, den einzelligen Urtieren, ist diese Fortpflanzung weiter nichts als eine Teilung ihres einzelligen Körpers. Nachdem das Einzelwesen sich in der Mitte durchgeschnürt hat, leben die beiden Hälften für sich weiter.

Bei der weitaus größten Mehrzahl aller Tiere aber ist mit der Fortpflanzung die Bildung besonderer Zellen, der Keimzellen, verbunden, durch deren Zusammenwirken erst die Erzeugung eines neuen Wesens möglich ist. Unter allen „Welt-rätseln“ hat seit jeher dieses Lebenswunder den menschlichen Geist am meisten beschäftigt. Vor der Entdeckung des Mikroskops tappte man hier lange im Dunkeln, und erst spät erkannte man, daß von den beiden Arten der Keimzellen die einen, die Eizellen, stets groß und meist unbeweglich sind, die andern dagegen, die Samenzellen, sich immer durch äußerste Beweglichkeit und verzehrendende Kleinheit auszeichnen. Interessant ist nun, wie primitiv selbst noch im achtzehnten Jahrhundert die ersten Autoritäten der damaligen wissenschaftlichen Welt sich die Entwicklung des neuen Wesens im Ei vorstellten. Sie glaubten an eine Parallele zum Pflanzenreich. Genau wie in der Knospe schon Blätter und Blüten und im Samen bereits das kleine Pflänzchen mit Sproß und Wurzel „vorgebildet“ seien und sich nur zu entfalten beziehungsweise nur auszuwachsen brauchen, so sollte im tierischen Ei das neue Wesen bereits in allen seinen Teilen, gleichsam als Miniaturbild, „präformiert“ sein. Erst allmählich lüftete sich das Geheimnis, und man erkannte, daß die Entwicklung vielmehr auf Neuentstehung komplizierter Organisationsverhältnisse von einfachsten Anfangstufen aus beruht. Restlos geklärt wurde das „Geheimnis der Eischale“ sogar erst in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts an den durchsichtigen Eiern eines stacheligen Meeresbewohners, des Seeigels. An diesem noch heute in der Wissenschaft beliebten Versuchsobjekt konnte man unter dem Mikroskop übrigens auch zum erstenmal den Befruchtungsprozeß beobachten, der rein äußerlich in dem Eindringen der Samenzelle in das Ei besteht. Nach der Befruchtung stellt das Ei noch immer eine einzelne Zelle dar, ganz gleich, ob es sich um Eier von mikroskopischer Kleinheit oder von dem beträchtlichen Umfang eines Vogeleies handelt. Dem Laien ist es immer wieder schwer verständlich, daß ein Hühnerei oder gar ein Straußenei auch nur eine einzige Zelle sein soll. Hier wird der riesige Umfang der Eier bestimmt durch die große



Wissenschaft nennt diese Erscheinung „Jungfernzeugung“. Sie tritt vornehmlich bei kleinen Wasser- und Landtieren wie Blattläusen, Wasserflöhen, Muschelkrebse und andern auf, deren Existenz von klimatischen Bedingungen besonders abhängig ist.

Nachdem man jahrzehntelang die Entwicklungsstudien fast ausschließlich an den völlig durchsichtigen Eiern von Meeres- und Landtieren betrieben hatte, stellte es sich heraus, daß man auch auf dem Festland ausgezeichnete Beobachtungsobjekte besitzt, und zwar in den Eiern von Fischen und Lurchen. Man kam eigentlich erst darauf, als man sich darüber klar wurde, daß zur Förderung der rationellen Fischzucht auch genaueste Kenntnis der Fischentwicklung und der mit den Fischen zusammenlebenden Vertreter der größeren Wassertierwelt gehöre. Wenn man unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln laichreifen Fischweibchen die Eier (Rogen) abstreicht und dazu den zur Befruchtung nötigen Samen (Milch) bringt, kann man die Entwicklung aller Fischarten unter dem Mikroskop verfolgen. Von besonderem Interesse ist hierbei die allmähliche Formung der Gehirn- und Augenanlagen sowie des primitiven Fischherzens.

Große Schwierigkeiten bereitete lange Zeit die unmittelbare Verfolgung der Entwicklungsprozesse bei Eiern mit undurchsichtigen oder gar durch Kalkeinlage verhärteten Eihüllen, wie wir sie bei den Kriechtieren und Vögeln finden. Bei ihnen war der Wissenschaftler gezwungen, die Eier in den verschiedensten Stadien nach langwierigen Konservierungsmethoden in unzählige, hauchdünne Längs- und Querschnitte zu zerlegen und dann die bei den einzelnen Schnitten festgestellten Teilbilder zu einem körperlichen Ganzen zu kombinieren. Besonders kompliziert wurden diese Untersuchungen durch die großen Mengen an Nährstoffen, den sogenannten Dotter, die es dem werdenden Tier oder Embryo gestatten, so lange im Ei zu verbleiben, bis es als vollauf lebensfähiges Jungtier ausküpft.

Für die Erforschung der Keimgeschichte der höchsten Tiere und somit indirekt auch des Menschen war seit alters das „Ei der Eier“, das Hühnerei, das beliebteste Untersuchungsobjekt. Das

hat Jahrzehnte hindurch nun so geschehen müssen, daß man eine möglichst große Anzahl gleichalter Eier von einer Glucke oder besser noch durch einen Brutapparat bebrüten ließ. Dadurch, daß man dann täglich mehrere Eier öffnete, konnte man sich eine fast erschöpfende Vorstellung der geheimnisvollen Vorgänge machen, die in der drei Wochen dauernden Entwicklung innerhalb der Kalkschale ablaufen. Vor einigen Jahren ist nun der



So sieht ein werdendes Hühnchen am dritten Tage aus.

deutsche Gelehrte Professor Gräper, Jena, mit einer Aufsehen erregenden Neuerung an die Öffentlichkeit getreten. Er hat es fertiggebracht, die gesamte Hühnchenentwicklung im Ei kinematographisch festzuhalten. Die Verfilmung wurde möglich, indem man auf der Breitseite eines befruchteten Eies ganz behutsam ein Stück von Kalkschale und Eihäuten entfernte und als durchsichtigen Verschuß ein geschliffenes Glasplättchen mit Paraffin luftdicht aufkittete. Wurde das Ei dann in einem eigens konstruierten Brutschrank bebrütet, so konnte Professor Gräper

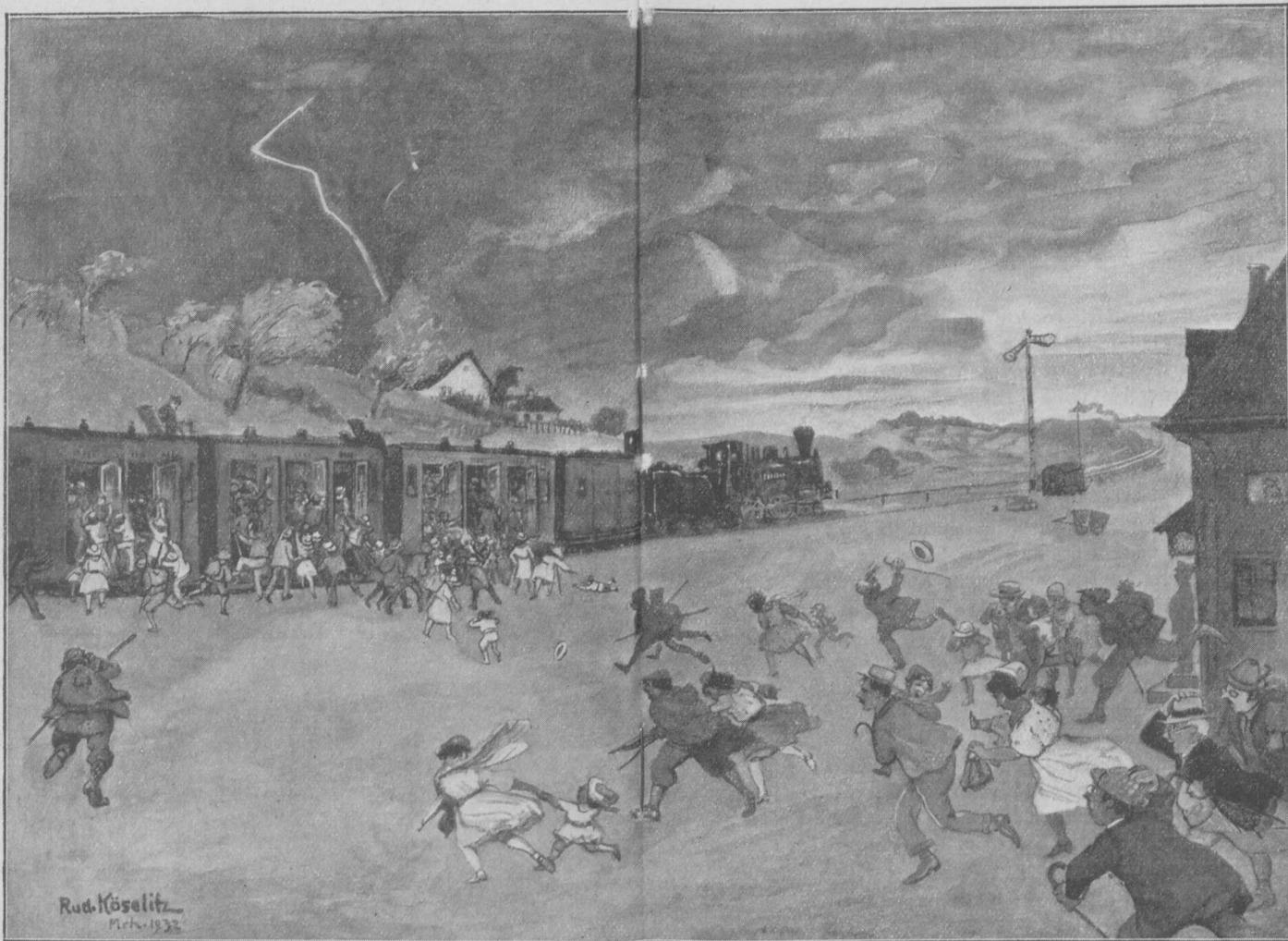
durch dieses „Eifenster“ den Entwicklungsgang fortlaufend beobachten und filmen. Innerhalb der Eiweißschichten schwimmt auf dem Dotter jener Teil des Eies, an dem die Entwicklung ihren Anfang nimmt, die Keimscheibe. Dieser eigentliche „Kern“ des Eies ist von solcher Kleinheit im Verhältnis zu der riesigen Masse der Nährstoffe, daß er, besonders für den ungeübten Beschauer, nur schwer aufzufinden ist. Die ersten Stadien der Entwicklung ähneln genau denen des See-Igels. Durch vielmalige Teilungen, die sogenannte Furchung, entstehen aus der Eizelle nach und nach viele tausend Zellen, dadurch wird aus der Keimscheibe eine Keimblase. Nach weitgehenden komplizierten Veränderungen legt sich dann der erste Anfang des eigentlichen Embryos an. Allmählich kann man auch das spätere Rückenmark und die Kopfblase sich abheben sehen, auch das embryonale Herz, umgeben von einem Kranz von Aderchen, bildet sich. All diese interessanten Veränderungen treten übrigens noch während der ersten achtundvierzig Stunden der Bebrütung auf. Im Verlauf der nächsten Tage wachsen dann die verschiedenen Organanlagen weiter aus. Nach acht Tagen ist bereits das werdende Hühnchen in den allerersten Umrissen zu erkennen, wenn es auch erst ein Viertel seines späteren Umfangs einnimmt. Bald zeigen sich auch die ersten Federanlagen, und immer deutlicher treten Kopf, Beinchen und Flügelansätze zutage. Am achtzehnten Bruttage endlich ist das Rücken voll entwickelt und beginnt, seine bekannten „Piep- und Klopftöne“ durch die Kalkschale vernehmen zu lassen. Die schwere Arbeit des Aufklopfens wird dem schlüpfenden Rücken mittels eines von der vorsorglichen Natur eigens hierfür geschaffenen „Eiöffners“, des sogenannten Eizahns, ermöglicht, der in Form eines harten Höckers dem Schnabel aufsitzt. Ist so in mehrstündiger Arbeit, während der das Tierchen sich regelmäßig von Zeit zu Zeit erholen muß, von der Eischale ein regelrechter Deckel abgetrennt, so fällt unter den letzten Schnabelhieben die Schale auseinander, und heraus taumelt, noch völlig naß, das junge Rücken. Wenige Stunden später sieht es dann schon „ganz manierlich“ aus, und der Lauf des Lebens kann beginnen.



Das Hühnchen zertrümmert die Eischale, um auszuschlüpfen.



Neues Leben: Das Hühnchen hat sich mit dem Kopf aus dem Ei herausgearbeitet; bald wird der übrige Körper folgen.



Rud. Köselitz  
Mch. 1932

**Gewitter am Sonntag** / Nach einer Zeichnung von Rudolf Köselitz.

# Der Segen der Hilfsschule

VON ERNA KÜHN

Das Wort „Hilfsschule“ löst bei dem größten Teil der Bevölkerung einen gelinden Schrecken aus; darum möchte ich versuchen, all die „Erschrockenen“ ein wenig zu versöhnen.

Erwartungsvoll bringt eine Mutter ihr Kind das erstmal zur Schule. Wie wird es lernen, wird es den Eltern und Lehrern als guter Schüler Freude machen, oder werden es die andern überflügeln? Das sind berechnigte Fragen, die beim ersten Schulgang über der Zuckertüte schweben, und aus diesen Fragen löst sich der Ehrgeiz der Erwachsenen, unser Kind allen voran! Nun wird mit Belohnung und Strafe angespornt, nun soll das kleine Hirn unerschöpflich sein, soll am liebsten Gedankenwunder bergen . . . und doch muß der Lehrer oft schon nach einigen Wochen feststellen: das Kind kommt nicht mit. Entweder es begreift nicht, es kann sich nicht konzentrieren, oder es ist körperlich zu schwach.

Auf Grund dieser Beobachtung und auf ärztlichen Rat wird der kleine Abceschütze erst einmal ein Jahr von der Schule zurückgestellt, um körperlich und geistig Kräfte zu sammeln. Manchmal hilft diese Maßnahme, oft aber ist auch dann noch nicht die erforderliche Reife vorhanden, und das Kind wird nach der Hilfsschule überwiesen. Nun glaubt man, sei dem Kinde jeder Weg zur Selbständigkeit im Leben abgeschnitten, man ist sogar vielfach so herzlos, das „dumme“ Kind den klugen Geschwistern gegenüber zurückzusetzen. Solche Eltern scheinen nicht zu wissen, daß das nicht dumme, sondern schwachsinnige oder psychopathische Kind häufig das Produkt ihres eigenen verfehlten Lebens ist. Im übrigen ist das für die Normalschule unbefähigte Kind nicht immer geistig zurückgeblieben; in den meisten Fällen haben wir es mit seelisch kranken Kindern zu tun, Psychopathen genannt, und ganz besonders denen gilt die sorgfältige Erziehung in der Hilfsschule.

Der Bildungsgrad des schwachsinnigen Kindes erreicht je nach der Art des Schwachsinns seine Grenzen; so ist es in den



„Nein, ich will nicht!“

Nach einer Aufnahme von W. von Debschitz-Kunowski.

leichtesten Fällen bis zu zwölf Jahren bildungsfähig, das heißt es erreicht trotz größter Mühe geistig nicht mehr als ein normales Kind von zwölf Jahren, übertrifft aber sehr häufig ein solches beträchtlich an Gründlichkeit und Ausdauer bei praktischen Arbeiten, so daß bei einiger Sorgfalt von seiten der Erzieher ein nützlichcs Glied der Menschheit aus ihm wird. Etwas schwieriger sind die Kinder, die den Bildungsgrad eines siebenjährigen Kindes erreichen; sie können, auch wenn sie erwachsen sind, nur mechanisch und unter Aufsicht arbeiten, vorausgesetzt, daß sie körperlich dazu befähigt sind.

Am traurigsten berühren den normalen Menschen die Idioten. Sie erreichen bei größter Mühe nicht mehr als die Bildung eines zweijährigen Kindes und sind ganz auf die Liebe ihrer Mitmenschen angewiesen. Da schwachsinnige Kinder im Grunde genommen gutmütig und leicht zu lenken sind, ist es nicht allzu schwer, sie zu unterrichten.

Weitaus schwieriger, eigentlich nie zu lösen ist das Problem der Psychopathen. Zu ihrer Erziehung sind heilpädagogisch vorgebildete Lehrpersonen und verständnisvolle Eltern nötig. Sie könnten mit den Normalkindern Schritt halten, wenn ihnen nicht Willenlosigkeit, Nervosität und Schermut hindernd in den Lebensweg treten würden. Viele werden lächeln und sagen: Kinder und schwermütig! Aber es ist so. Sie wissen, daß sie hinter die andern gestellt werden; sie empfinden das mitleidige Lächeln ihrer Umwelt schmerzlich und suchen nun aus eigenen Kräften zu imponieren. Daß sie dabei nicht immer den richtigen Weg gehen, oft sogar in maßlose Frechheit ausarten, ist nichts weiter als unbewußte Verzweiflung. Darum sei es die Pflicht eines jeden Menschen, diesen krankhaften Haß einer Kinderseele zu mildern und damit das zertretene Selbstbewußtsein der vom Schicksal Vernachlässigten zu heben.

Der Normalschule fehlt die Möglichkeit dazu; in der großen Gemeinschaft einer Klasse kann sich der Lehrer nicht mit solcher Umsicht der kleinen Außenseiter annehmen, wie es für deren Wohl und Wehe nötig wäre. Das übernimmt die Hilffschule, sie hilft gewissermaßen, Geist und Seele gesund zu machen. Acht

bis zehn Kinder bilden durchschnittlich eine Klasse, die von einer heilpädagogisch vorgebildeten Lehrkraft geleitet wird. Mit größter Vorsicht und klarster Überlegung wird der neu eingetretene Schüler in das Geheimnis der Schulweisheit eingeführt, so daß das praktische Leben in Verbindung gebracht werden kann. Allmählich hat nun das Kind einen Lebensinhalt. Dadurch, daß seine Leistungen ebenso wie in der Normalschule gewertet werden, ist ihm die Möglichkeit gegeben, bei großem Fleiß doch noch die Normalschulreise zu erwerben.

Dazu bedarf es einer tatkräftigen Hilfe außerhalb der Schule. Man möchte allen für solch ein Kind maßgebenden Personen zurufen: Lasset euer Kind nie in abfälliger Art fühlen, daß es die Hilfsschule besucht, weil es „dumm“ ist, sondern gebt ihm Freude am Leben, am gewissenhaften Ausführen seiner Schularbeiten mit der Aussicht, dadurch einmal ein tüchtiger Mensch zu werden. Laßt es viel hinaus ins Freie, damit es auch körperlich gesunde, zeigt dem Kinde in der Natur das Streben nach Vollendung. Der Erfolg dieser Zusammenarbeit von Schule und Elternhaus wird für alle Teile befriedigend sein.

Wo die Eltern tagsüber ihre Arbeit außer dem Hause verrichten, versucht der zur Schule gehörige Hilfsschulhort Körper, Geist und Seele in die rechte Bahn zu leiten. Darum, ihr Eltern, jammert nicht, wenn euer Kind in die Hilfsschule kommt, sondern denkt daran, daß man einen gesunden, zufriedenen, nach Möglichkeit selbständigen Menschen daraus schaffen möchte.





---

---

## Witz Scherz Humor

---

---

„Ich werde später einen Juristen heiraten, Lilo!“

„Weshalb denn?“

„Ach, ich denke es mir interessant, dem gegenüber immer recht zu behalten.“



Onkel Paul ist zu Besuch gekommen und fragt seinen kleinen Neffen: „Na, mein Junge, ist denn der Lehrer mit dir zufrieden?“

„Und wie, Onkel! Erst gestern hat er gesagt, wenn alle Jungens so wären wie ich, dann könnte er die Schule zumachen!“



„Merkwürdig, wie du sprichst, Alfred! Bin ich dir vielleicht nachgelaufen?“

„Nein. Aber die Mausefalle läuft ja auch der Maus nicht nach, und sie fängt sie doch!“



„Ich habe gehört, die günstigste Zeit zum Angeln sei ganz früh am Morgen.“

„Freilich, da sind die Landjäger noch nicht unterwegs!“



„Meine Braut bringt einmal in die Ehe nichts weiter mit als Schönheit und Klugheit!“

„Tröste dich, es fangen mehr Leute mit fast nichts an!“



„Siehst du, mein Sohn, an dem Bankier Heidenmüller mußt du dir ein Beispiel nehmen! Als der nach Berlin kam, hat er nicht ein Hemd besessen, und jetzt hat er eine Million!“

„Sag mir bloß, Vater, was macht der Mann mit einer Million Hemden?“

„Ich würde Ihnen die Stellung als Kindermädchen gern geben, aber Sie sind zu klein!“

„Das macht doch nichts, gnä' Frau. Im Gegenteil, wenn ich das Kind mal fallen lasse, fällt es nicht so tief!“

✱

„Nun, wie geht's?“

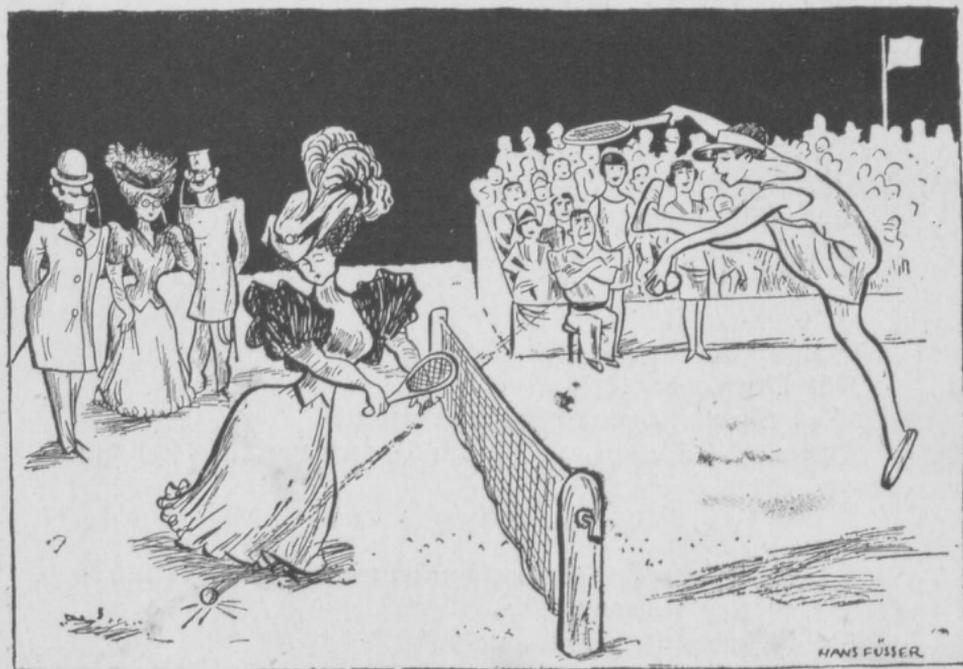
„Ach, es geht, wie's eben so geht.“

„Na, dann geht's ja!“

✱

Chef: „Vor allem lege ich Wert auf vollendete Beherrschung der doppelten Buchführung.“

Bewerber: „Das verstehe ich ausgezeichnet! Bei meiner letzten Firma führte ich immer ein Konto fürs Geschäft und eins fürs Finanzamt.“



Tennispiel einst und jetzt.

„Ich würde nur mal einen Mann von hoher Stellung und mit guten Aussichten zum Gatten nehmen.“

„Na, dann heirate doch einen Leuchtturmwächter!“



„Gott sei Dank, das Benzin ist billiger geworden!“

„Haben Sie denn einen Wagen, daß Sie das so erfreut?“

„Einen Wagen nicht, aber ein Feuerzeug.“



„Warum hast du eigentlich nie geheiratet?“

„Ja, das war so 'ne Sache. Zu einer Neigungsheirat hatte ich kein Geld und zu einer Geldheirat keine Neigung.“



„Sie können sich ein Mittagessen verdienen, wenn Sie den Haufen Holz dort klein machen.“

Bettler: „Was haben Sie denn gekocht?“



„In den zwei Jahren, in denen wir uns nicht sahen, haben Sie sich sehr verändert, gnädiges Fräulein.“

„Hoffentlich nicht zu meinem Nachteil!“

„D nein! Im Gegenteil, zu Ihrem Vorteil!“



„Womit handeln Sie eigentlich?“

„Mit Brieftauben!“

„Sind Sie mit dem Geschäft zufrieden?“

„Sicher. Die Tauben, die ich am Morgen verkaufe, sind am Abend wieder da!“



„Die Butterbrote sind doch geschmiert worden, Frau Birnin?“  
fragt Sauerkaß lebenswürdig.

„Gewiß, mein Herr, von mir selbst.“

„Wer kann sie da bloß auf dem Wege von der Küche bis hierher abgekratzt haben?“

# Pelztiere und Pelzjäger

Von Egon von Kapherr

Alles Schöne wird zur Seltenheit auf unserer Welt. Und was selten wird, muß teuer werden. Das gilt besonders für das herrliche Pelzwerk, das uns die Tiere der Urwälder in der Alten und Neuen Welt liefern, der Küsten der Meere, der Gebiete der Flüsse. Und wer früher kaum geschwanzt hätte, seiner Frau einen Marderkragen, einen Nerzmantel oder Otterpelz zu schenken, seiner Tochter aber eine Jacke aus echtem Seal, der überlegt sich's in der heutigen Zeit der großen Wirtschaftskrise dreimal, um dann zu Fuchs, Iltis oder gar gefärbtem Kaninchen zu greifen. Es muß auch so gehen.

Lüchtige Geschäftsleute tragen der Weltlage Rechnung und gründen Pelztierfarmen, in denen sie Silberfüchse, Nerze oder Silberdachse, Bisamratten und anderes Getier züchten, und fahren gut dabei, denn Käufer finden sich immer, und bei einiger Sachkenntnis und Sorgfalt kann reichliche und gute Ware besorgt werden. Besonders im europäischen und amerikanischen Norden oder im rauhen Gebirge machen sich solche Farmen gut bezahlt. Die Amerikaner begannen mit der Anlage der Pelztierfarmen, die Deutschen folgten, und jetzt hat auch Rußland gute Anlagen dieser Art. Der Trapper, der Hinterwäldler, schafft's nicht mehr; das Pelzgetier ist in Sibirien und Nordrußland schon so sehr gelichtet, daß sich der Fang oft nicht mehr lohnt und die Regierung sogar für den Zobel strenge Schutzverordnungen erlassen mußte, und in Amerika sieht es kaum anders aus. In Rußland und Sibirien kommt hinzu, daß die Verkehrsverhältnisse schlechter geworden sind, daß Pulver, Blei, Gewehre, Fallen und allerlei menschlicher Lebensbedarf schwer zu erlangen und teuer sind, daß das Zentralisationsystem der Regierung wenig verlockt und die Preise drückt. In Nordamerika

aber rollt der Dollar leichter in Fabrikstädten als im Urwalde; der Hinterwäldler tauscht seine verräucherte Hütte gern mit dem sauberen Stadtquartier, die schwere Arbeit in menschenferner Wildnis, die Einsamkeit mit leichterer Arbeit in der Stadt, mit Kino und Gesellschaft, er hebt gern sein äußeres Dasein, ist bequem geworden, fährt lieber im „Ford“ als im Hundeschlitten und denkt nicht daran, sich von Aufkäufer und Stoorkeeper am Rande der Wildnis übers Ohr hauen zu lassen, wo er doch in Stadt und Fabrik feste Verträge und sichere Löhne erhält. Unzählige Hütten der Pelzjäger stehen leer, sie verfallen, verfaulen, geben den lustigen kleinen Erdhörnchen und den Waldratten Unterschlupf und träumen im Dämmer sibirischer und kanadischer Schwarzwälder den Traum der Romantik der alten Zeit, den Traum von Männern der Wildnis, von Trappern, kühnen Pionieren und Lederstrümpfen...

Nur hier und da in kanadischer Wildnis ein paar eisgraue Hinterwäldler, die sich nicht an Stadt und Zivilisation gewöhnen können, ein paar Rothäute, nur hier und da in sibirischer Wildnis der Rauch aus dem Firsst einer Blockhütte, die irgend einen verbissenen Waldläufer birgt oder einen Eingeborenen, dem Stadt und Ackerland gleichgültige Begriffe sind. Wo kein Jäger ist, kann auch keine Ware bezogen werden, und das Wild kann sich ungestört vermehren, wo man ihm nicht nachstellt. Dies ist stellenweise in Kanada der Fall. Die Aufkäufer der Hudson-Bay-Company, die einst überall im Norden waren, fehlen; nur hier und da gibt es Angestellte von Pelzfirmen, die mit den wenigen Trappern handeln und das erworbene Rauchwerk nach ihren Depots in den „Forts“ und „Stationen“ bringen und dann weiter zur „Four and skin Company“. Die Nachfrage aber bleibt; so sucht man nach Ersatz und findet ihn in den Pelztierfarmen.

Das Leben des Trappers ist wirklich nicht so „romantisch“ und „Lederstrumpfhaf“, wie man sich dies allgemein vorstellt. Wer die harte, prosaische Wirklichkeit kennt, der findet kaum eine Ähnlichkeit mit den schönen Schilderungen in „Lederstrumpferzählungen“ und andern Abenteuer- und Indianer-



Auf der Bärenjagd.

büchern und ist arg enttäuscht. Das Leben des echten Trappers ist hart und entbehrungsreich, auf Rosen ist der Mann nicht gebettet. Hier gilt es, im Herbst und Winter tagtäglich große Strecken zurückzulegen; denn der Trapper hat seine Fallen im Umkreise vieler Kilometer gestellt und muß heute den „Fallenweg“, meist kenntlich durch Rindenschlitze an den Bäumen, nach Süden, morgen nach Norden, dritten Tages aber nach Osten und am vierten Tage nach Westen abmarschieren, auf Schneeschuhen oder auf Schusters Rappen — je nachdem. Denn lange kann er das gefangene Getier nicht im Eisen, in der „Trapp“ lassen, sonst wird es von andern Raubtieren aufgefressen. Das gibt täglich einen Marsch von sechs, sieben und mehr Stunden. Ist eine Gegend abgetrappt, so geht es zur nächsten Trapphütte weiter, zwanzig, dreißig Kilometer. Dann werden die Eisen wieder gepußt, gerichtet, strahlenförmig im Revier ausgestellt, weit getragen, bis alles steht und fertig ist und — das tägliche Revidieren von neuem beginnen kann. Genaue Kenntnis der Gewohnheiten der Tiere, ihrer Wechsel und Pässe ist notwendig; der Anfänger hat das Nachsehen. Zwischendurch wird mit dem tüchtigen Berbellerhunde, der „Laika“ des Sibiriers, ein aufgebaumter Marder, ein Eichhörnchen geschossen, ein Birk- oder anderes Waldhuhn zum Essen, ein Elch, Hirsch oder Rentier. Oder auch mal ein Bär, den man im Winterlager fand. Im allgemeinen aber ist der echte Trapper kein Jäger; er hat sein Gewehr meistens nur, um Eichhörnchen oder Flugwild zu schießen, nicht aber Großwild. Er trappt, trappt immer wieder und hat nur Interesse an Zobeln, Graueichhörnchen, Mardern, Ottern, Luchsen und ähnlichem Pelzgetier, nicht aber an „Wild“, das er doch nicht verkaufen kann. Ja, es gibt amerikanische Trapper, die nur einen Revolver als Waffe führen und außerdem natürlich das Messer. Im Sommer ist der Trapper oft gar nicht im Revier. Lebt der Mann aber während des ganzen Jahres in der Wildnis, so ist er auch meist nebenher Jäger und Fischer. Dann jagt er in der Zeit zwischen Mai und Oktober kaum, aber er fischt mit Angeln, Fischfallen, Sperren kleiner Bäche und Reusen. Seine Zeit vergeht schnell mit Rückenabwehr, Fische-



Im Kampf mit dem Büffel.

fangen, Abschuppen, Pökeln, Dörren und Kochen. Im Herbst hat er den Wintervorrat beisammen und, wenn sein Revier günstig liegt, auch massenhaft Fische zum Verkauf. Der Herbst bringt gelegentliche Jagd für den Mundvorrat, Pökeln und Räuchern von Enten und andern Wasservögeln, Pökeln und Dörren von Wildbret, dann schon Pelztierjagd und Fallenstellen. So geht's bis gegen Frühling. Sobald es möglich ist, läßt der Trapper sein Boot zu Wasser, oder er spannt seine Hunde an und fährt zum Kirchdorf oder zur „Station“, wo in Sibirien der „Kulak“, der Händler, in Amerika der „Stoorekeeper“ auf die Ware lauert. Dann gibt es ein Feilschen wie auf dem Markt zu Samarkand. Jeder kleine Mangel, ob Farbe, kleinster Schnitt oder schlecht sitzender Schuß wird gerügt, es gibt Abzüge, und zum Schluß ist der Hinterwäldler immer der Hereingefallene, besonders wenn der „Keeper“ nicht mit Whisky und Brandy, der „Kulak“ aber nicht mit Wodka sparte . . . Nun müssen zunächst die vorjährigen Schulden bezahlt werden, dann Einkäufe an allerlei „Segen der Zivilisation“ gemacht werden: Nadel und Zwirn, Wollzeug, Tee, Zucker und Salz, Pfeffer und Mehl, Dörrzwieback und Zwiebeln, Schmelzbuttermilch und Speck, Pulver und Blei, Zündhölzer, Zündhütchen, Patronen, ein paar neue Eisen, vielleicht etwas Branntwein, Leuchtöl, kurz — eine Menge Kram kommt ins Boot oder auf den Hundeschlitten, Material für ein halbes, ein ganzes Jahr. Und wenn der Mann dann den Schaden besteht, reißt er am siebten, achten Tage seiner Gastrolle am „Rande der Zivilisation“ wieder ab, ohne Geld — aber mit neuen Schulden, mit einem Riesenschnapskater und vieler Neue, guten Vorsätzen und dem Bewußtsein, wieder einmal tüchtig betrogen und geneppt worden zu sein . . . Und dann geht es wieder los, tagaus, tagein: Netze flicken, Neusen flechten, Angeln drehen, fischen, schuppen, dörren, pökeln. Und dann jagen und meilenweit Fallen stellen, laufen, laufen und immer wieder laufen, frieren und manchmal hungern und in ewiger Gefahr. Sportjagd kennt er nicht, dieser karge, harte Mann, „Trophäen“, wie Geweihe, sind für ihn Nebensächlichkeiten, wenn er sie nicht zufällig verkaufen kann. Jedes Tier, das man





Don Wölfen verfolgt.

Nach einer Zeichnung von Alalbert Medel.

(„Peffek“), die Küsten bergen Robben verschiedenster Art, im Osten auch den selten gewordenen Seebären („Pelzrobbe“). Die Taiga, der Urwald, hat noch wenige Biber, zahlreiche rotgelbe Kalonokmarder (sibirische Nerze), schwarzbraune und Rotfüchse, Fischotter, im Westen und in Nordrußland Edelmarder, sodann Streifenhörnchen, Waldlemminge. Nordrußland besitzt dazu den Nerz, die Steppen bergen Wölfe, Füchse und kleine Korsakfüchsen, Bobaks, Ziesel und Iltisse, der Osten den Streifeniltis. Dazu kommt der Braunbär, der Schneeleopard der Gebirge, der sibirische und der turkestanische Tiger, der turkestanische Leopard. Auch die Tundra weist Wölfe auf, Lemminge in Massen, das Hermelin ist fast überall vertreten. Auch der Vielfraß und der Luchs spielen eine große Rolle, im Osten auch der Rothund. Der Norden der Neuen Welt liefert dem Pelzjäger ähnliche Tiere wie Sibirien, teilweise sogar dieselben: Zobelmarder, Fuchs, Polarfuchs, Vielfraß, Luchs, Wolf, Biber, Otter, Erdhörnchen und Eichhörnchen. Dazu gesellen sich schwarze, braune und graue Bären, Waschbären („Schupp“), Beutelratte, Wisamratte, „Fischmarder“ (der aber merkwürdigerweise nie Fische fängt) und „Skunks“. — Der kleine Sumpfluchs Asiens wird durch den „Bobkat“ ersetzt, Lemminge gibt es auch, Robben und vereinzelte Seeottern. Der berühmte kanadische Silberfuchs, der auch auf Alaska vorkommt, übertrifft den sibirischen Schwarzfuchs an Güte, der sibirische, besonders aber der Kamtschatkazobel dagegen ist wertvoller als der kanadische. An Stelle des Schneeleoparden und des Tigers hat Nordamerika den Puma oder Silberlöwen, für den Kalonok und den nordrussischen Nerz aber den Mink.

Das ist das Jagdwild. Hirsche, Rehe, Elche und Rentiere, Hühnerarten, Enten und anderes Nutzwild ist „nebenher geschätzt“ zum — Essen. Wem aber würde es einfallen, Pulver und Blei auf eine Waldschneepfe zu verschwenden oder gar auf eine flinke Bekassine? Das sind „lächerliche Späße für Sportfere“, meint der Hinterwäldler, bei ihm muß der — stets sorgfältig gezirkelte — Schuß recht viel „Fleisch“ bringen, muß sich „lohnen“. Ja, wenn es glückt, an den breiten Strömen mit der





*Hungrige Mäuler.*

Nach einer Zeichnung von A. Wegener.



## *Unverhoffter Besuch.*

Nach einer Zeichnung von E. Dermitzel.



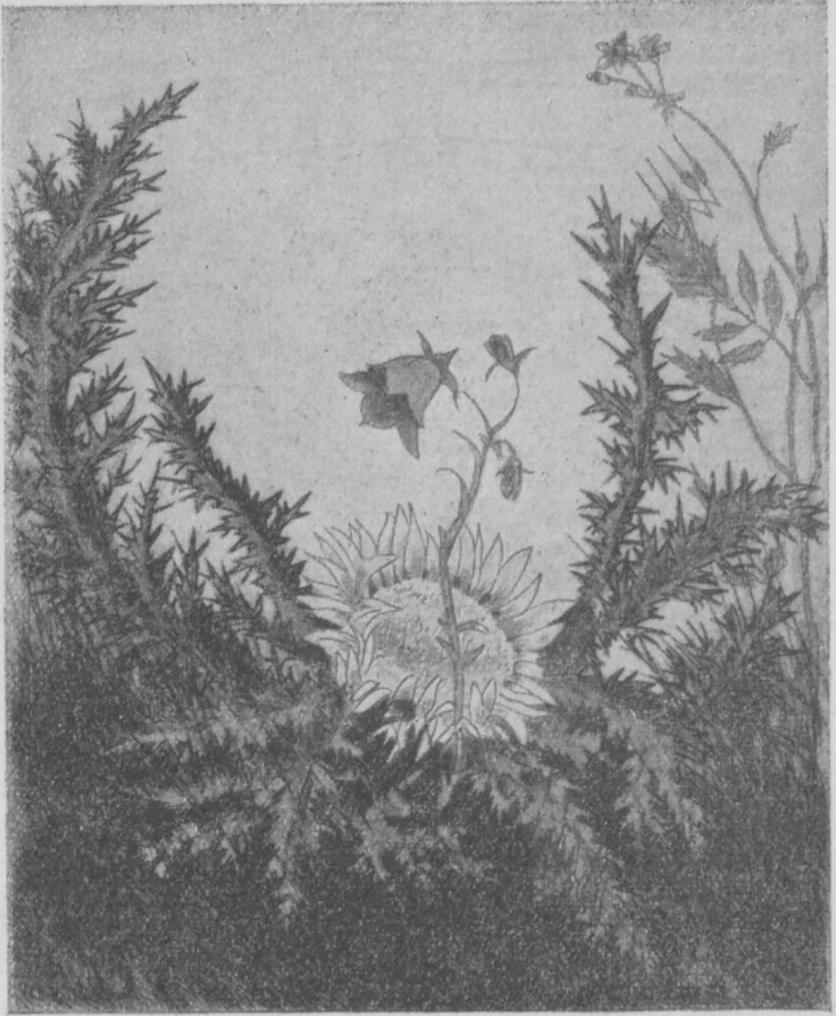
Wenn man vergessen hat,  
vor der Ferienreise die Milch abzubestellen . . .

Nach einer Zeichnung von Conny.  
Bavariaverlag, München-Gauting.



**Katerstimmung.**

Nach einem Scherenschnitt  
von Hugo Kocher.



*Behütete Unschuld.*

Nach einer Radierung von Care Schmidt-Wolfratshausen.  
Verlag D. & R. Bischoff AG., München.

# Nahrungsmittel

VON W. COERMANN

Die heute morgen vom Milchmann gebrachte Milch ist bereits geronnen, obwohl ich sie gleich kühl gestellt habe.“ „Holen Sie im Geschäft andere und sagen Sie, die geronnene werde nicht bezahlt.“ Wenn man Milch beim Händler kauft, kann man frische Milch erwarten. Verändert sie sich so rasch, so war sie verdorben und daher kein ordnungsmäßiges Lebensmittel. Als Milch darf nur das frische und unveränderte Erzeugnis der Kuh bezeichnet werden, jede beim Verkauf nicht angegebene Veränderung wird als Verfälschung bestraft. Die Anerkennung der Magermilch als Lebensmittel gibt noch nicht das Recht, sie als Milch, das ist Vollmilch, zu verkaufen. Auch der Zusatz von Erhaltungsmitteln, zum Beispiel Natron, ist strafbar, wenn diese nicht vor dem Verkauf wieder vollständig aus der Milch ausgeschieden sind und Geschmack oder Geruch beeinträchtigen. Daß der Zusatz von Wasser strafbar ist, weiß jede Hausfrau. Der Ungenauigkeit der zur Feststellung von Fett- und Wassergehalt dienenden Instrumente, welche von der Verfolgung geringer, nicht sicher nachweisbarer Fälschungen absehen ließen, ist die Auffassung zu verdanken, geringe Entrahmung oder Wässerung sei erlaubt.

Der kondensierten Milch ist der Wassergehalt entzogen, dessen Wiederzusatz aber keineswegs Vollmilch wiederherstellt. Verkauf gewässerter Vollmilch als Milch ist vielmehr Betrug. Milch, die beschmutzt ist oder von kranken Tieren herrührt, ist verdorben. Als Magermilch darf nur diejenige bezeichnet werden, die unter gesundheitspolizeilicher Aufsicht gewonnen oder abgefüllt ist. Seit dem Kriege ist bei kondensierter Milch die Angabe des Herstellers beziehungsweise Händlers sowie des Fettgehalts, bei Milchpulver außerdem des Jahres und Monats der Herstellung auf der äußeren Umhüllung vorgeschrieben.

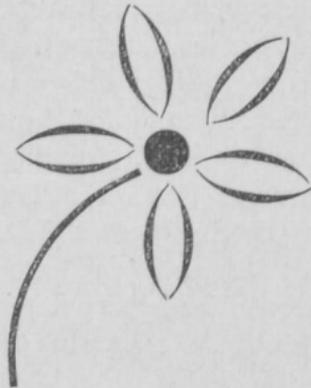




mit Weißwein sowie von Wein mit Obstwein. Die chemische Wissenschaft glaubte bestimmte Bestandteile an gewissen Stoffen in jedem Naturwein feststellen zu können, insbesondere das Fehlen von Säure über ein bestimmtes Mindestmaß hinaus. Schlechte Jahrgänge ließen danach bei Schattenlagen die Naturweine als verfälscht erscheinen. Daraufhin fand auch vor dem Gesetzgeber die Zunge des Weinkenners wieder Anerkennung, so daß nunmehr zur Feststellung, ob Weinfälschung vorliegt, wieder beide Sachverständige zu hören sind. Für die Benennung des Weins ist dessen Art bestimmend, so daß auch der in einer unbekanntem Gemarkung gewonnene den Namen des gleichartigen der bekannteren führen darf. Zuckering sauren Weines ist keine Verfälschung, sie muß indessen beim Verkauf angegeben werden.

In die irreführende Bezeichnung der Schnäpse hat die Rechtsprechung Ordnung gebracht. Als Kognak gilt nur noch das französische Erzeugnis, als Weinbrand das deutsche, dessen Alkohol ausschließlich aus Wein gewonnen wird. Alle andern ähnlichen Erzeugnisse sind als Kognak- beziehungsweise Weinbrandverschnitt zu bezeichnen.

Gesetzgebung und Rechtsprechung auf dem Gebiete des Lebensmittelverkehrs können nicht stillstehen. Neue Entdeckungen und Erfindungen bringen neue Mittel zur Verbesserung, aber auch zur Fälschung. Sache des Schrifttums ist es, die Verbraucher mit diesen und ihren guten und schlechten Wirkungen bekannt zu machen.



# Der verdroschene Großfürst



## Ein Histörchen aus der rheinischen Postillionzeit

Von Jörg Ritzel • Illustriert von Kurt Lange

Ein Lachen ging durch Deutschland, ging durch Europa, ging durch die ganze Welt. An allen Höfen steckten sie die Köpfe zusammen und tuschelten und kicherten. Die Ursache war der Eschepeter.

Wer der Eschepeter war? Das war ein Postillion in Diensten der Fürstlich Thurn- und Taxisschen Posthalterei zu Wiesbaden, der nassauischen Residenz, um die Mitte des vorigen

Jahrhunderts, ein Kerl aus echtem nassauischen Bauernblut, gutmütig, aber derb und grobschlächtig, ein täppischer Bär, den ein Mädels, wenn es ihn anlachte, um den Finger wickeln konnte, soweit das bei einem Bären überhaupt möglich ist, der aber, wenn man ihn reizte oder ihm gar in seiner Postillionswürde zu nahe trat, zum Berserker wurde, zum rasenden Roland, der jeden Widersacher zermalmte, der ins Bereich seiner Arme geriet.

Sein richtiger Name war Peter Graumann. Er stammte aus dem Dorf Hettenhain bei Bad Schwalbach, hatte aber seine Postillionsporen in dem Taunusstädtchen Esch verdient, von wo

Der verdroschene Großfürst  
er nach Wiesbaden kam. Daher ihn der Volksmund kurz und liebevoll den Eschepeter nannte.

Es geschah nun eines Tages, daß der Posthalter ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sich rief.

„Eschepeter, weißt du, was ein russischer Großfürst ist?“

„Naa.“

„Dann muß ich dir's erkläre! Ein Großfürst ist 'n hoch's Tier! Der kimmt gleich nach dem Kaiser, is also 'ne Respektperson ersten Ranges! Und so einer is jetzt hier in der ‚Rose‘ abgestiege un will morge früh nach Bad Schwalbach gefahre wer'n. Hastе verstande?“

„Jo, jo.“

„Er fährt nadierlich nit mit dem Postwage. So 'n Herr wird sich dafür bedanke, mit all dem Zores zusammenzuziße. Er kriegt 'n Extrapost, also die offene Halbschees. Mit Sechsgespann! Hastе verstande?“

„Jo, jo.“

„Sein Adjutant und sein Lakai fahre mit ihm. Du spannst die beste Gäul an, vornan die zwei Schimmel mit den schwarze Punkte auf den Hinterbacke! Die sehen aus wie Hermelin. Denn er is außerdem Bizekönig von Polen und muß mit Kaiserliche Hoheit angered't wer'n. Ich sage dir das, damit du weißt, wen du vor dir hast. Also sei hübsch manierlich und artig gege ihn, un liefer ihn gut ab! Ein Goldstückelche wird schon für dich abfalle dabei. Hastе auch alles verstande?“

„Jo, jo.“

„No, dann mach's gut!“

Daß der Großfürst ein übles Rauhbein war, dem die schlimmsten Gerüchte vorangingen, verschwieg er ihm. Vielleicht wußte er's auch nicht.

Der Eschepeter stapfte los. Im Grunde war's ihm egal, ob er einen Großfürsten zu fahren hatte oder einen Mainzer Viehhändler, denn sein Respekt vor erotischen Herrschaften war nicht allzu groß. Er hatte da schon die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht. Einmal hatte er ein altes gichtisches Erzherzogpaar nach Schwalbach zur Kur gefahren, und ein paar Tage später — er

traute seinen Augen kaum — fuhr derselbe Alte, trotzdem er das Zipperlein hatte, mit einer ganz jungen Weibsperson zurück und tat sehr verliebt und küßte sie sogar auf offener Fahrt, so daß er, der Eschepeter, empört über das unreglementarische Benehmen seiner Fahrgäste, gewaltig ins Horn stieß und das Lied blies: „Du bist der beste Bruder auch nicht!“

Der Erzherzog, der zu Hause diskretere Postillione gewohnt sein mochte, war darüber sehr ungnädig, hauptsächlich, weil die junge Weibsperson sich ausschütten wollte vor Lachen und weil er jedesmal, wenn sie lachte, ein Reißen im Bein spürte und das Knie reiben mußte. Aber den Eschepeter rührte das nicht. Er wollte dem alten Schwerenöter schon beibringen, daß eine Fürstlich Thurn- und Tarische Postgalachaise keine venezianische Liebesgondel sei.

Nun, über solche Gewissenskonflikte konnte er heute beruhigt sein. Wie der Posthalter sagte, hatte der Großfürst nur seinen Adjutanten und einen Heiducken bei sich. Und schließlich lockte die Aussicht auf ein Goldstück, denn er hatte eine Braut, die Annekathrin, der er ein Kirmesstück versprochen hatte. Das Trinkgeld kam ihm also sehr zupaf.

So stand denn zur angesagten Stunde alles fahrbereit da: der Eschepeter in Gala, den Schnurrbart aufgezwirbelt, blankgewichste Stiefel, orangefarbener Rock mit blausilbernen Tressen, frischgelackter Postillionshut mit wallender Federquaste, an der tadellosen Peitsche bunte Bänder in den nassauischen Farben Blau und Orange, die sechs Gäule, vornan die zwei Hermelinschimmel, sorgsam gestriegelt, daß ein Haar genau wie das andere lag, und der Wagen selber abgespritzt und poliert, so daß die vorübergehenden Mädchen sich lachend darin spiegelten und dem Eschepeter nicht wenig Komplimente machten.

Der Großfürst erschien und nahm, ohne den die Tür haltenden Postillion eines Blickes zu würdigen, in der Kalesche Platz. Neben ihm saß sein Adjutant und hintenauf der Heiduck.

Seine Kaiserliche Hoheit trugen große Uniform. Auf seiner Brust blitzte ein Feuerwerk von Sternen und Ordenskreuzen, an der Seite schepperte ein Säbel mit diamantenbesetztem Griff,

und auf dem bartgezierten Haupt saß verwogen eine weiße Pelzmütze. Galt seine Fahrt doch dem Besuch einer hohen Persönlichkeit. Die Kaiserin Eugenie von Frankreich, die in Schlangenbad zur Kur weilte, hatte einen Ausflug nach Bad Schwalbach unternommen und erwartete ihn um ein Uhr zum Diner. Grund genug, um es wichtig zu haben und auf Eile zu halten, damit die kaiserliche Suppe nicht kalt werde.

„Pascholl! Pascholl!“ rief er dem Eschepeter zu, der langsam und gemächlich seinen Bock bestieg. Da Eschepeters Sprachkenntnisse aber über das Nassauer Platt nicht hinausreichten und er nicht wußte, daß „Pascholl“ auf deutsch „Vorwärts!“ bedeutet, vielmehr annahm, der Großfürst wünsche ihm eine vergnügte Fahrt, so tat er, als hörte er nichts, setzte sich auf den Bock, schnalzte den Pferden zu und fuhr los.

Aber da das Schicksal es nun mal so will, daß zwei Dinge nie gleich sind, so waren auch der Eschepeter und Seine Kaiserliche Hoheit, der Großfürst und Vizekönig von Polen, zwei grundverschiedene Elemente, und das hätte dieser wissen müssen, dann wäre ihm die nachträgliche Bestätigung mit ihren eindrucksvollen Begleiterscheinungen erspart geblieben.

Im Anfang ging alles gut. Eschepeter ließ seine Pferde einen frischen Trab anschlagen, und so rollte die Thurn- und Taxische Galakarre mit ihrer vornehmen Fracht vergnügt der Launushöhe entgegen, die sie bald mit ihren waldgrünen Armen umsing. Eschepeter blies ein lustig Stücklein, wobei er aber mehr an seine Annekathrin als an den Großfürst dachte. Dieser schien das Blasen für reichlich überflüssig zu halten, er dachte an die kaiserliche Suppe und zog von Zeit zu Zeit seine Uhr, wobei er den Adjutanten anschielte. Beide waren sich darüber einig: der Kerl da auf dem Bock fuhr zu langsam. Noch aber bezwang man sich, in dem Gefühl, ein Gespräch mit einem obskuren Postillon vermeiden zu müssen.

Aber dann kam die Klaue des Teufels, der immer lacht, wenn's einer eilig hat und auf einmal einen Stein im Weg findet. Kurz vor der Paßhöhe, die nach Bad Schwalbach hinüberführt, erhebt sich die „Hohe Wurzel“, ein Bergbuckel von sechshundert Meter



Der Eschepeter stand in Galauniform da, der Großfürst erschien und nahm in der Kalesche Platz.

Höhe, über die der Wagen hinweg mußte. Eschepeter kannte den Weg zur Genüge, um zu wissen, was er seinen Pferden zumuten konnte, und da er einerseits seine Bierbeiner zu schonen beflissen war, anderseits auch das Gefühl hatte, eine Kaiserliche Hoheit habe viel Zeit — denn von der Suppe hatte ihm dieser nichts gesagt, er hätte es sonst besser begriffen —, so ließ er seine Gäule im Schritt gehen, damit er nachher umso sieghafter seinen Einzug in die Bäderstadt halten könnte.

Aber er hatte nicht mit seinem erlauchten Fahrgast gerechnet, den die Suppe der Kaiserin Eugenie wertvoller dünkte als sechs nassauische Postgäule. So hörte er fortgesetzt hinter sich „Pafscholl! Pafscholl!“ schreien. Dann fühlte er sich am Rockärmel gezerrt und mit Flüchen bombardiert, die er zum Glück nicht verstand. Sonst wäre die Katastrophe vielleicht schon früher eingetreten.

Wieder brüllte es hinter ihm: „Pafscholl! Pafscholl!“ Er drehte nicht mal den Kopf um. Die Pferde trotteten ruhig Schritt für Schritt bergan.

Da aber geschah es. Hinter ihm krachte plötzlich ein Schuß — irgendwas streifte ihm die Kopfhaut — der Postillionshut rutschte ihm in die Augen — ein Röchlein Pulver wehte ihm um die Nase — —

Und was war das? Über die Schläfe rieselte ihm etwas Warmes. Er wischte mit den Fingern darüber — — Blut!

„Hüü!“ Ein Ruck — die Pferde standen.

Eschepeter nahm seinen Lackhut ab, drehte ihn, betrachtete ihn von vorn und von hinten, und richtig: der Hut hatte zwei Löcher. Er war durchschossen.

Das genügte dem Peter. Die Zügel um den Bremshebel werfen, vom Bock springen, den Peitschenstiel umdrehen und den Wagenschlag aufreißen, war eins. Und dann kam's: erst schlug er mit einem gewaltigen Faustschlag dem Großfürsten die rauchende Pistole aus der Hand, dann packte er ihn an der Brust, daß die Uniformknöpfe absprangen, zog den hocheerstaunten und wie wild sich gebärdenden Pistolenhelden über die Seitenwand des Wagens und drosch nun mit dem Peitschenstiel im Biervierteltakt auf ihn los. Hei! wie das flutschte, daß die Chaise



Der Eschepeter sprang vom Boß, drehte den Peitschenstiel um und droß im Vierteltakt auf den Großfürsten ein.

Der verdroschene Großfürst schütterte und die Straße sich mit Orden und glitzernden Sternen besäte.

Aber schon war der Adjutant auf der andern Seite herausgesprungen und mit gezücktem Schlachtschwert auf den rasenden Roland zugestürzt. Ehe er sich's aber versah, hatte er die Bekanntschaft mit einem Thurn- und Taxisschen Postillionstiefel gemacht, und diese Begegnung war so intensiv, daß er zurücktaumelte, im Sturz den herzu-eilenden Heiducken umriß und mit diesem zusammen in den Chaussee-graben rollte, mitten in die dichten Brennesseln.

Mit zerstochnen Gesichtern schauten die beiden aus den Brennesseln heraus und beobachteten von ihrem Unterstand aus mit entsezten Augen die Fortsetzung der Kur, die der rasende Teutone an ihrem erhabenen Gebieter vornahm. Endlich schien es dem Postillion genug zu sein. Seine Mut ging in ein befriedigtes Schmunzeln über. Er zog sein rotes Sacktuch und wischte sich das Blut und die Schweißtropfen ab, packte dann den ramponierten Großfürsten und quetschte ihn mit etwas unsanftem Druck in seine Ecke zurück, raffte auch die verbeulten Orden und Sterne von der Straße auf und warf sie in den Galawagen hinein.

Sodann griff er in den Straßengraben, holte den Adjutanten und den Heiducken aus den Brennesseln heraus, warf den ersteren in die Kalesche und den Lakai hinten auf den Gepäckkasten. Nachdem er so sein anvertrautes Gut wieder beisammen hatte, stieg er auf den Bock zurück, schmalzte den Pferden zu und fuhr los.

Denn als gewissenhafter Fürstlich Thurn- und Taxisscher Beamter kannte er sein Dienstreglement, das ihm besagte, daß „jedes rechtzeitig und in praktikabelm Zustand aufgeliesserte Postpäckereistück in unmittelbarer Folge mit der nächsten Dienstfuhr zu befördern sei“. So strahlte sein Thurn- und Taxissches Gewissen in eitel Zufriedenheit. Eins nur bedauerte er: das entgangene Trinkgeld, denn darauf konnte er wohl kaum noch rechnen.

Dem geschundenen Paschollfürsten aber blieb auf dem Wege



Brille von oben bis unten an. Vielleicht daß er überlegte, ob er den Haudegen da, dem die Hände wie ein paar Barentagen angewachsen waren, nicht in die Kriegsakademie aufnehmen sollte. Aber wer nicht mal wußte, was „Pascholl“ hieß, das sogar der alte Blücher mit Vorliebe anwandte, für den hing das Generalspatent doch etwas zu hoch. Überdies, einen General hatte er schon. Was sollte er mit einem zweiten?

„Tscha — hm — nun sag mir mal, Eschepeter“, fing er an, „wie kommst du dazu — hm — Seine Kaiserliche Hoheit den Großfürsten zu dreschen?“

Der Eschepeter nahm seinen Hut, stupfte ihn dem Herzog in die Hand und stellte sich gegen das Fenster. „So, Herr Herzog, nu gucke Se mol durch die zwaa Löcher! Könne Se mich sehn? Ja?“

Der Herzog nickte.

„So, dann sage Se mir mol, was S i e gemacht hätte, wenn so 'n hergeloffener Färscht komme wär un hätt Ihne von hinne durch de Hut geschosse?“

Der Herzog schien die Frage nicht so ohne weiteres beantworten zu können. „Tscha — hm — hm — tscha —“ stotterte er. „Wie das so ist — tscha —“

Der Eschepeter hatte Mut bekommen und fuhr fort: „Do kimmt so a Moskowiter un hält unser brav nassauisch Schoffee für 'n russische Dreckweg un maant, er könnt hie nach sei'm Rezept kommandiere. Himmelkreizdunnerwetter! Wenn so aaner das Bedirfnis hat, Schießübungen abzuhalte, dann soll er sich 'n Baam aussuche oder seinen Heiduck, awwer nit den Kopp von 'nem ehrliche nassauische Postillion! Haww ich recht oder nit?“

Der Herzog hatte sein Taschentuch gezogen und hielt es sich vor den Mund, um nicht hinauszuplazen.

„Na, und dafür hast du ihn dann so 'n bißchen . . .?“

„E bißche?“ fragte der Eschepeter lachend und verzog den Mund bis an die Ohren. „Ich glaab, so e Kur hat er noch nit durchgemacht. Sie wer'n sehn, Herr Herzog, de kimmt nit mehr widder nach Wiesbade. De is gehaalt!“



Eschepeter krepelte die Ärmel hoch und rief: „Krieg? Do sinn mir aach dabei, herr Herzog!“

„Tscha — hm — tscha — Eschepeter, wenn wir nur wegen dir keinen Krieg bekommen!“

Eschepeter riß die Nase hoch, krepelte die Rockärmel auf und stieß den rechten Arm wie einen Wellenbengel in die Luft. Seine Augen funkelten. „Krieg?“ lachte er. „Krieg — haha! Do sinn mir aach dabei, Herr Herzog! Hawwe Se 'n Flint do? Es kann gleich losgehn!“

Er machte eine Bewegung nach der Thür, als wollte er direkt nach Rußland marschieren.

Der Herzog konnte nicht mehr. Er lag in seinem Sessel und wischte sich die Brillengläser, über die die Lachtränen gelaufen waren. Es war doch ein ganz verteufelter Kerl, der Eschepeter! Man konnte fast stolz auf ihn sein. Aber die Form — tscha — die Form — —

So erhob er sich denn, schluckte ein paarmal und sagte dann: „Tscha — hm — tscha — Eschepeter, mit der Flinte, das geht nicht so rasch — tscha — aber, nicht wahr, du versprichst mir, daß so was nicht wieder vorkommt?“

Und Eschepeter versprach es, der Herzog drückte ihm beim Abschied die Tasse, und als der Peter wieder draußen stand und die Tasse aufmachte, da fand er etwas Blankes darin, das entgangene Trinkgeld.

Der eigentliche Dreschlohn aber floß ihm wie ein goldener Regen in den nachfolgenden Jahren seitens der Wiesbadener Kurgäste zu, die alle mit dem berühmten „Fürstlich Thurn- und Taxisschen Wagenmeister“ — dieser Ehrentitel war dem Eschepeter von seiner Postbehörde verliehen worden — fahren wollten und denen er immer wieder die Geschichte von dem verdroschenen Großfürsten und Bizekönig von Polen erzählen mußte, dem er den „Umgang mit Menschen“ so handgreiflich beigebracht hatte.



# Wissen und Leben

Wenn sich in Salt Lake City, der Mormonenstadt am Großen Salzsee, die Schneemassen in den Straßen stauen, so braucht nicht erst ein Heer von Schneeschauflern aufgeboten zu werden; die Polizei dreht vielmehr einfach die heißen Quellen auf, die überall hingeleitet sind, das heiße Wasser sprudelt aus der Erde und schmilzt und fegt in einer halben Stunde auch die größten Schneemassen weg. Die Mormonenstadt besitzt nämlich eine ganze Menge natürlicher heißer Quellen.



Zwischen der Küste von Mozambique und der Insel Madagaskar liegt ein winziges Inselchen, St. Christoph genannt. Es ist von Menschen vollständig unbewohnt, dagegen bevölkert von einer Unmenge von Hunden einer Rasse, die den deutschen Schäferhunden außerordentlich ähnelt. Der Besitzer einer Lustjacht, der an der ihm unbekanntem Küste anlegte und an Land ging, wurde nach den ersten Schritten von einer wütenden Meute angefallen und mußte sich, um nicht zerfleischt zu werden, schleunigst in sein Boot flüchten, mit dem er sich, lange von einer Schar schwimmender und wütend bellender Hunde begleitet, auf seine Jacht zurückzog. Es gelang ihm jedoch, zwei der prachtvollen Tiere in sein Boot zu ziehen, sie zu zähmen und an sich zu gewöhnen.



Ein Haus, ganz aus Zeitungspapier gebaut, ist sicher etwas Neues. Amerikanische Blätter erzählen von einem solchen Hause, das in Rockport, im Staate Massachusetts, errichtet wurde und dessen Haltbarkeit sich bereits in drei Jahren bewährt hat. Der Baustoff war einzig Zeitungspapier. Man legte die Blätter aufeinander, leimte sie, schob sie unter die Presse und ließ sie trocknen. Dann schnitt man daraus die Baublöcke zurecht und fügte sie mit Nägeln und Klammern aneinander. Ein starker Lacküberzug schützt die Außenwände vor Nässe. Auch die ganze Einrichtung wurde von gerolltem und geleimtem Papier hergestellt. Die Hauptsache aber ist wohl, daß der Besitzer dieses in jeder Hinsicht billige Haus nur mit Hilfe seiner Frau und Tochter errichtet hat.

# Wattwanderung

VON HANNS MARTIN ELSTER

Mit 3 Abbildungen

Zehntausende besuchen alljährlich die Nordseeinseln. Wieviele von ihnen aber wagen je eine Wattwanderung? Ich bin jetzt vier Wochen in Wangerooge, war in früheren Jahren in Juist, Norderney, Sylt — aber niemals begegnete ich auf meinen häufigen Ausflügen ins Watt einem andern Badegast. Allein in Büsum sind Wattwanderungen üblich. Die andern Inselbäder haben sie weder eingerichtet noch gefördert. Einsam und verlassen liegt das Watt. Es gilt als öde und langweilig. Seine Schönheit, seine Romantik, das Wunder der sich selbst überlassenen Natur, in die bei Flut nur wenig Fischer dringen, bei Ebbe aber allein der dem heutigen Badeleben abholde Sonderling kommt, erschließen sich nicht der Masse, sie bleiben Eigentum dessen, der noch glaubt an die Größe und Hoheit der Natur, wo immer sie sich offenbart.

Für mich ist es nicht zuletzt das Watt bei Ebbe und Flut, das mich immer wieder an die Nordsee führt; die Ostsee kennt es nicht; sie hat dafür ihre Küstenwälder. Hier aber an der Nordsee atmet die Erde ihren urewigen Schöpfungshauch: im Watt, da Wasser sich von Erde scheidet, da aus Schlick und Sand jener Grund wächst, in dem die ersten Pflänzchen, der Glasschmelz oder Queller mit seinen dunkelgrünen, gichtisch-knotigen Gliedern, die Andel, der Sumpfdreizack, das Tausendguldenkraut, die Salzafter, der Strandflieder und die Seegräser wurzeln, um im Wind und Wassergewoge noch mehr Erde festzuhalten, Inseln zu bauen, die schließlich einander die Hände reichen und den ersten festen bleibenden Grodenboden bilden. Hier erlebt man noch das Werden der Erde, jenen Schöpfungstag, der uns Menschen die erste Möglichkeit gab, festen Fuß zu fassen.

Freilich, wer hat heute für dies reine Erleben noch Sinn, Zeit und Kraft zur Verfügung? Wichtiger scheint doch, kein Lanzfest zu versäumen, nachts in den dumpfen Schenken und Kneipen

zu hocken, als nach dem sechsstündigen Geseß von Flut und Ebbe, das man auf die Anziehungskraft des Mondes zurückführt, mit der Erde, mit der Natur zu leben und sich hier jene Urkräfte neu zuzuführen, die im Kampf mit der Zivilisation dann helfen, die Rechte des gesunden Lebens zu wahren. Wenn ich an die Nordsee komme, schachmatt vom lauten Betrieb Berlins, dann atme ich nicht nur die autofreie Reihe der Inseln beseligt ein und gebe mich den ewigen Rhythmen der Winde hin — nein, dann fliehe ich auf das Watt in die größte Einsamkeit, wo nur Wasser, Erde, Vögel und Kriechtiere, Urpflanzen und Fische mich sehen, und wo nur Bakenreihen, die bei Ebbe trockenlaufen, an menschliche Wege erinnern, jene Birkenstämmchen, die der Schifffahrt bei Flut die Straße zeigen.



Miesmuschelbänke.





*Muscheln am Strand.*

Hilffstecken noch ein Kescher, und du hast vielleicht noch einen Spaten und ein Einmachglas umgehängt. Aus dem tonischen Schlick, in dem du nur langsam vorwärts kommst, mußt du dich herausarbeiten. Mit ein wenig Erfahrung weiß man, daß es am besten ist, gerade den kleinen Wasserläufen, den Prielen, zuzustreben; sie führen stets Sand und Muscheln mit und haben deshalb härteren, widerstandsfähigeren Boden. Wie gern spülst du dir deine blauschwarzen Füße im klaren Priellwasser wieder sauber! Munter folgst du den Prielläufen — öfter querüber wechselnd, um die Richtung nicht zu verlieren, denn die Priele ziehen meist ostwestlich; du aber strebst nordsüdlich.

Dein Blick wird gebannt von einer großen schwarzen Masse am Horizont. Ist das wieder eine Anhäufung von Seegras und Lang in breiten Streifen? Beim Näherkommen erkennst du eine riesenhafte Muschelbank, Hunderte von Meter breit. Jetzt ist man froh, die alten Stiefel dabei zu haben. Scharf und rissig sind die Muschelbänke; man könnte sie barfuß nicht betreten, aber mit den Schuhen geht es sich auf dem festen, knirschenden Grund vorzüglich. Miesmuscheln haben sich hier zusammengefunden, in Tausenden von schwarmartigen, fest zusammenklebenden Inselgruppen. Sie bauen der Strömung ihr Hindernis entgegen, halten Sand und Schlick fest, und helfen so wieder am Schöpfungswerk der Erde mit. Überall, wo sie sich ansiedeln, erhöht sich der Grund und bietet Seepocken, Seerosen und Polypenstöckchen Platz. Um diese Miesmuschelklumpen sammelt sich nun das ganze Schneckenzeug, sammeln sich die Seesterne, von denen die Muscheln gemordet werden, die Strandigel, die Wellhornschnecke, der Einsiedlerkrebbs — kurz, all das Getier, das man sonst nie beachtet und dessen Notwendigkeit im Haushalt der Natur hier, wo es sich um die Schöpfung von Erde handelt, nachgewiesen wird. An Fischen wird man auf einer Wattwanderung nichts sehen. Höchstens einmal Schalen von Garnelen, Ostseegranaten, die die Vögel schon leergepickt haben; die eigentlichen Fische aber, die Plattfische, die hier im Sand eingebettet ihre Raubjagd auf ihre Artgenossen ausüben, die Flundern oder den Weserbutt, die Scholle oder die Kliesche, den





*Flugspiel der Brandseeschwalben.*

# Der Amtschimmel

---

Betrachtungen von Wolfgang Federau.

Der Amtschimmel, lateinische Bezeichnung unbekannt, zur Familie der sogenannten Riesenrösser gehörig, ist irgendwann einmal, in dunkelster Vergangenheit, auf die Welt gekommen. Etwas Genaueres über das Datum seiner Geburt weiß man leider noch nicht, aber es ist möglich, daß Sino-Logen, Hieroglyphendeuter und Archäologen früher oder später diesen Mangel abstellen werden. Sicher ist, daß es ihn in der Steinzeit noch nicht gab. Erst die Möglichkeit, aus Holzfasern und Lumpen Papier zu machen, dann die Erfindung der Eisengallustinte und die Buchdruckerkunst haben das Wachstum des Amtschimmels mächtig gefördert. Und unsere moderne Schreibmaschine hat ihm keineswegs Abbruch getan, auch sie hat sich ihm untergeordnet.

Über die Lebensgewohnheiten des Amtschimmels sind wir dank sorgfältigster Beobachtung mit Hilfe wissenschaftlicher Forschungsmethoden ziemlich gut unterrichtet. Sein Stall ist das Büro, die Behörde. Seine Krippe ist der Schreibtisch. Frische Luft verträgt er nicht — außerhalb seiner Behörde wirkt er deshalb immer am falschen Platze, unfählich komisch, wie ein Gespenst am helllichten Tage sozusagen. Wie komisch er wirkt, weiß er freilich selbst nicht. Wüßte er es, würde er wahrscheinlich sofort und auf der Stelle zerplatzen. Da er frische Luft nicht vertragen kann, so füllt er seine Lunge statt dessen mit dem Staub uralter Akten. Seine Nahrung findet er in Verordnungen und Paragraphen, seinen Durst löscht er mit Tinte. Lachen kann er nicht — er wiehert. Lachen können nur die andern — über ihn. Manchmal müssen sie auch weinen, leider.

Er spricht auch nicht, wie Menschen sprechen; er hat seine eigene, ganz besondere Sprache. Die Wissenschaftler nennen sie Amtsstil. Was in ihr ausgedrückt wird, ist der Gegenwart nur mit Mühe, der Nachwelt voraussichtlich überhaupt nicht verständlich. Unsere späten Nachfahren werden vor den schriftlich fixierten Meinungsäußerungen des heutigen Amtsschimmels voraussichtlich genau so kopfschüttelnd stehen, wie etwa ein unbefangener und ungelehrter Mitmensch unserer Tage vor den in Stein gehauenen Männerchen — lies Hieroglyphen — an altägyptischen Königsgräbern. Der Amtsschimmel kommt, ebenso wie der Osterhase oder der Weihnachtsmann, nur im Singular, nur in der Einzahl vor. Aber das spricht nicht gegen seine Verbreitung; in Wahrheit ist er überall da, wo es ein Amt, eine Behörde, ein Büro gibt. Er ist wahrhaft international und kennt keine Landes- und Zollgrenzen. Nur dort, wo die Landkarte auch heute noch jene weißen Flecke aufweist, die „unersforschtes Gebiet“ bedeuten, wird man ihn vielleicht vergeblich suchen. Aber ganz sicher ist das auch nicht. Sicher ist lediglich, daß dort, wo genügend Menschen vorhanden sind, so daß sich ein Verwalten und Regieren lohnt, der Amtsschimmel mitten unter ihnen ist.

Der Amtsschimmel, Singular, ist also allgegenwärtig. Leider. Kein Büro ohne Amtsschimmel! Er gehört zum Büro, zur Behörde, wie die Butter zum Brot, das Klavier zur höheren Tochter und die Antenne zum Rundfunk. Und ganz mit Recht konnte ein witziger Mann einmal das gedruckte Inventurverzeichnis eines Büros:

Uhr, Wand=	eine
Tisch, Schreib=	einer
Bank, Sitz=	zwei
Napf, Spuck=	einer
Lampe, Hänge=	eine
Haken, Kleider=	einer

durch die säuberlich handgeschriebene Eintragung ergänzen:

Schimmel, Amts= einer.

Er hatte damit gewiß nichts Unwahres gesagt.

Es gibt Behördenleiter, Chefs, Männer mit ausgeruhtem Köpfchen, Männer, die das Leben kennen und denen der Wind frisch in die Lunge wehte, ehe ihnen ein Amt gegeben ward, die einen zähen, erbitterten Kampf gegen den Amtsschimmel führen. Und gegen seine Sprache, den Amtsstil. Ein Jahr tun sie es oder auch zwei. Im dritten Jahr strecken sie resigniert die Waffen. Im vierten Jahr hat der Amtsschimmel sie gefressen, restlos, mit Haut und Haaren. Noch glauben sie, nicht so zu sein wie die andern, aber das ist nur ein holder Wahn, ein Selbstbetrug. Der Amtsschimmel ist mächtiger als die Männer, die ihn reiten. Er geht seinen eigenen Weg und wirft den Reiter so lange ab, bis er klein beigibt.

Ja, der Amtsschimmel hat immer recht. Er ist immer der Sieger. Vor ihm muß der größte, der genialste Mensch hilflos die Segel streichen. Sogar ein Goethe, der doch gewiß auf der deutschen Sprache mit der Vollendung eines Virtuosen zu spielen verstand und der trotzdem es fertig bekommt, anlässlich der Fahnenflucht eines herzoglich-weimariſchen Husaren ſamt „anhabenden ledernen Hosen“ in diese Staatsaktion mit folgendem Schreiben einzugreifen:

„Wir haben referieren hören, was Ihr wegen der bei Gelegenheit der an den für den desertierenden Husaren Thon angetretenen Rekruten Bircke abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister von Lichtenberg entstandenen Differenz mittelst Bericht vom roten hujus, welchem die anschlüssig rückfolgenden Akten beigefügt gewesen, anhero gelangen lassen.“

Es gibt unzählige Geschichten und Anekdoten, die sich mit der Tätigkeit und der Wirkung des Amtsschimmels befassen. Sie gehen, wie Volkslieder, von Mund zu Mund. Sie beweisen, wie — nein, nicht, wie beliebt der Amtsschimmel ist, sondern sie beweisen, wie allgemein bekannt er ist. Sozusagen eine stehende Lebenseinrichtung. Ihn zu leugnen, das darf man nur in seinen Träumen wagen. Man rächt sich, indem man jede seiner Lebensäußerungen registriert, indem man ihn überwacht wie ein guter Privatdetektiv sein Opfer. Nur daß in diesem

Falle der Wachende, das Publikum, meist das Opfer dessen ist, den es mit hämischer und berechtigter Schadenfreude glossiert.

Viele dieser netten Geschichten sind allerdings nur gut erfunden. Aber wenn eine Geschichte ganz besonders unmöglich und unwahrscheinlich klingt, kann man ruhig Gift drauf nehmen, daß sie buchstäblich wahr ist, daß man ihre Wahrheit aktenmäßig nachweisen kann. Wahr und durch Akten belegbar ist die Verfügung, die eine süddeutsche Polizeibehörde einstmals einem Hundebesitzer zugehen ließ: „Es ist wiederholt festgestellt worden, daß Ihr Hund ganze Nächte hindurch bellt und dadurch die Anwohner in ihrer Nachtruhe stört und beeinträchtigt. Im gesundheitspolizeilichen Interesse gebe ich Ihnen daher auf, zwecks Vermeidung einer Polizeistrafe, weiteren Mißständen dieser Art vorzubeugen und dem Ruhestörer diese Warnung zu eröffnen.“

Und wahr ist auch das Protokoll eines in Ausbildung befindlichen Referendars in Westfalen, der zu der amtlichen Leichenschau eines bei einem Grubenunglück ums Leben gekommenen Bergmanns bestellt wurde und die protokollarische Niederschrift also begann: „Anwesend: Medizinalrat Magnus als Kreisarzt, Referendar Alix als Protokollführer, Bergmann Holte als Leiche.“

Überhaupt der Tod! Er bereitet, trotzdem er doch eine allgemein menschliche Einrichtung ist, dem Amtschimmel immer Unruhe und Schwierigkeiten. Nicht weil der Tote nun wehrlos ist; auch der Lebende, der nicht selbst den Amtschimmel reitet, ist ja meist wehrlos den Hufschlägen dieses Tieres ausgesetzt. Aber das Schlimme ist, daß der Tote etwaigen Zwangsandrohungen gegenüber aus naheliegenden Gründen meist gleichgültig bleibt. Ihn kraht nichts mehr; aber der Amtschimmel muß sich weiter quälen, mit etwas, das leblos ist wie eine Sache und doch keine Sache ist. Kein Wunder, daß der Amtschimmel ganz besonders kühne Sprünge macht, wenn es sich um einen Toten handelt. Wie anläßlich der letzten Reichstagswahl, bei deren Vorbereitung ein Hilfsarbeiter mit der Bearbeitung einer Wahlkartei beauftragt worden war. Einmal erhielt er die Be-

schwerde eines braven Bürgers, der seinen Namen nicht in der amtlichen Wählerliste gefunden hatte. Die Aufklärung verzögerte sich durch einige Zwischenfälle um ein paar Wochen, und inzwischen war der Beschwerdeführer von einem Auto überfahren und getötet worden. Eine Abschrift der Todesanzeige wurde vom Meldeamt dem Karteiführer zugeleitet. Flugs entsann er sich der dienstlichen Vorschrift, keinen amtlichen Eingang unbeantwortet zu lassen, und tippte folgenden Bescheid in die Schreibmaschine: „Der Aufforderung zur Eintragung Ihres Namens in die amtliche Wählerliste kann nicht stattgegeben werden, da Sie, wie hierorts gemeldet worden ist, inzwischen verstorben sind.“

Ernsthafte Naturforscher von Rang haben sich auf Grund ihrer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden in neuerer Zeit zu der Meinung bekannt, daß der Amtschimmel am besten auf deutschem Boden und in der Luft deutscher Behörden und Amtsstuben gedeiht. Aber so weit sollte man in übertriebenem, fehlgeleitetem Nationalismus nicht gehen und lieber von den amerikanischen Methoden und Formulierungen ernsthaft abrücken. Die Amerikaner neigen ja bekannterweise dazu, zu behaupten, sie hätten die höchsten Häuser, die meisten Arbeitslosen, die schönsten Frauen, die größten Verbrecher und so weiter. Wir Deutschen aber sollten ruhig den andern geben, was den andern ist, was ihnen gehört. Jedes Land hat seinen Amtschimmel, und jedes Volk hat den, den es verdient. Ob der deutsche der größte ist, wird man erst an Hand sehr zahlreicher und peinlicher Messungen feststellen können. Daß zum mindesten auch der österreichische ganz stattliche Dimensionen annehmen kann, beweist das Erlebnis eines Reichsdeutschen in Wien. Der hatte, von der Straßenbahn springend, seinen Fahrschein sorglos fortgeworfen. Flugs stand ein Uniformierter neben ihm. „Dös ist verboten“, sagte er, pflichtgemäß entrüstet. „Dös kost' zwei Schilling Strafe.“ Schon ist die Quittung ausgestellt, schon ist der Reichsdeutsche um zwei Schilling ärmer. „Und die Quittung?“ fragt er noch ganz perplex. „Muß ich die aufbewahren?“ — „Ja mei“, meint der Beamte, jetzt

wieder ganz liebenswürdiger Berater und Helfer des Publikums, „dös ist nicht nötig. Werfen's doch weg, dös Papier.“ Und so geschah es.

Die netteste Geschichte, die ich über den Amtschimmel und seine Tätigkeit kenne, hat sich vor drei, vier Jahren in einem netten Schwarzwälder Badeort zugetragen. Dort war es gelungen, einer Falschmünzerbande auf die Schliche zu kommen und sie schließlich auszuheben. Die Leute wurden verhaftet und dem nächsten Gerichtsgefängnis zugeführt. Lange nach ihrer Aburteilung aber hatte der Schultheiß des Ortes noch seine besonderen Sorgen; denn in seiner Verwahrung befanden sich noch sechzig säuberlich nachgemachte Dreimarkstücke, die damals beschlagnahmt und irrtümlicherweise nicht mit dem andern Beweismaterial an den Untersuchungsrichter weitergeleitet worden waren. Unser hiesiger Schultheiß fragte also bei der vorgesetzten Behörde an: „Was tun?“ — Antwort: „Das Falschgeld ist an die vorgesetzte Dienststelle abzuführen.“ Da setzte sich der Schultheiß hin, füllte treu und redlich eine Postanweisung über hundertachtzig Mark aus und brachte das Geld zur Post, die es auch bedenkenlos annahm, was beweist, wie „echt“ die Falschstücke ausgesehen haben. Die spätere Verrechnung soll allerdings einige Schwierigkeiten gemacht haben — aber das freilich ist eine andere Geschichte, würde der Engländer Rudyard Kipling sagen, dem sogar im fernen Indien aus Busch und Dschungel, aus Stadt und Land überall der Amtschimmel, diesmal der englische, wiehernd und wilde Sprünge machend entgegentrabte. Was wiederum die ungeheure Verbreitung dieses Tieres und seine Fähigkeit, sich in allen Breiten zu akklimatisieren, beweist.

Wunderbare Kapriolen macht der Amtschimmel, wenn man ihn mit dem sogenannten Fortschritt in Verbindung bringt. Der Amtschimmel am Fortschrittskarren wäre ein Thema, dessen erschöpfende Behandlung Bände füllen könnte. Es läßt sich dokumentarisch nachweisen, daß alle großen Erfindungen und Neuerungen des neunzehnten, des technischen Jahrhunderts sich nicht mit Hilfe der Behörden, sondern trotz der Behörden

und gegen die Amtsstuben durchgesetzt haben. Das fängt an mit der Eisenbahn — gegen die in England ebenso amtlich gekämpft wurde wie später etwa in Deutschland und in Frankreich — und setzt sich fort über Pferdebahn, Straßenbahn, Dynamo, Luftschiff, Untergrundbahn, Schiffschraube, Flugzeug und Automobil. Kein Erfinder, und war er noch so genial, kam ohne ein paar heftige Hufschläge in dem Kampf mit dem Amtschimmel davon. Und das ist auch schließlich begreiflich. Der Amtschimmel ist ein langsames Tier, zäh und beharrlich, aber auch träge und beinahe märchenhaft konservativ. Er ist kein Pegasus, er hat keine Flügel wie das Dichterross der Mythologie Griechenlands. Sein Los ist, zu trotten, unermüdlich, mit verbundenen Augen wie jene Esel in Spanien, welche die Pumpwerke betreiben. In einem Kreis von vier Meter Durchmesser laufen die Tiere tagaus, tagein herum und denken, sie laufen durch die ganze Welt, weil die verbundenen Augen sie zu erkennen hindern, daß sie immer und ewig am selben Fleck kleben bleiben. Freilich: manchmal bekommt der brave Amtschimmel Anwendungen und gebärdet sich fortschrittlich, daß es zum Staunen ist. Er hört das Wort von der Sparsamkeit, von der unbedingten Sparsamkeit, die in dieser Zeit einer noch nicht dagewesenen Wirtschaftskrise notwendig sei, und willig, mit geblähten Nüstern, greift er die neue Losung auf. Das Ergebnis sieht dann ungefähr so aus: auch in Oberniederlangendependorf soll gespart werden. Der steinalte Briefträger soll pensioniert werden, soll durch einen Hilfsboten mit geringeren Bezügen ersetzt werden.

Das erstere geschieht. Dann wird die Stelle ausgeschrieben. Einer nur bewirbt sich darum — die Frau des bisherigen Briefträgers. Sie bekommt die Stelle. Und da finden die beiden alten Leutchen, daß es doch besser sei, wenn der Mann die Post austrägt und die Frau weiterhin den Haushalt besorgt. Der Ortsvorsteher hat gegen eine solche Regelung keine Bedenken.

Das Ergebnis: a) Der alte Briefträger bleibt. b) Pension des Briefträgers plus Gehalt seiner Frau sind um ein Viertel

größer als das frühere Gehalt des Briefträgers. c) Die Ausgaben des Staates für den Zustellungsdienst sind gleichfalls um ein Viertel größer.

Der Amtschimmel wiehert stolz und selbstbewußt. So kann man sparen! Vielleicht ist er in Wahrheit gar kein Haustier, gar kein zahmes Tier, wie die Menschen vermuten. Vielleicht ist er eine wilde Bestie, die sich — merkwürdiges Naturschauspiel — nur zwischen Menschen und unter Menschen wohl fühlt, zwischen ihren Opfern also. Und es ist vielleicht eben deshalb so schwer, diesen Amtschimmel in die Knie zu zwingen.

Manchmal jedoch findet sich einer, der es unternimmt. Das kann freilich immer nur ein hochgestellter Mann wagen, einer von wahrhaft draufgängerischem Mut. Ein Minister zum wenigsten oder so etwas Ähnliches. In Preußen ist vor einigen Jahren eine derartige Schlacht siegreich beendet worden, nämlich als man mit einem einzigen Federstrich alle Polizeiverordnungen außer Kraft setzte, die vor dem 1. Januar 1900 erlassen worden waren. Drei- bis viertausend Verordnungen fielen dieser Maßnahme zum Opfer. Als man sie aus Akten und Faszikeln ausgrub, mit keinem andern Ziel, als um sie sofort wieder, nun freilich endgültig, einzufargen, da staunte nicht nur der Laie über das, was da der Amtschimmel im Laufe der Jahrhunderte produziert hatte. Zum Beispiel diese „Bestimmung zur Sicherung wissenschaftlicher Atmosphärenforschung“: „Wer einen Ballon entdeckt, der hoch in der Luft fliegt, der eile ihm sofort nach und sichere ihn gegen das Weiterfliegen, indem er ihn festbindet.“ Wie man einem hoch in der Luft fliegenden Ballon naheilen soll, ist selbst heute, im Zeitalter der Flugzeuge, schwer vorstellbar. Oder eine andere, nunmehr auch aufgehobene Verordnung: „Fuhrwerke aller Art müssen bei Dunkelheit beleuchtet werden. Die Dunkelheit beginnt, sobald die Straßenlaternen brennen.“

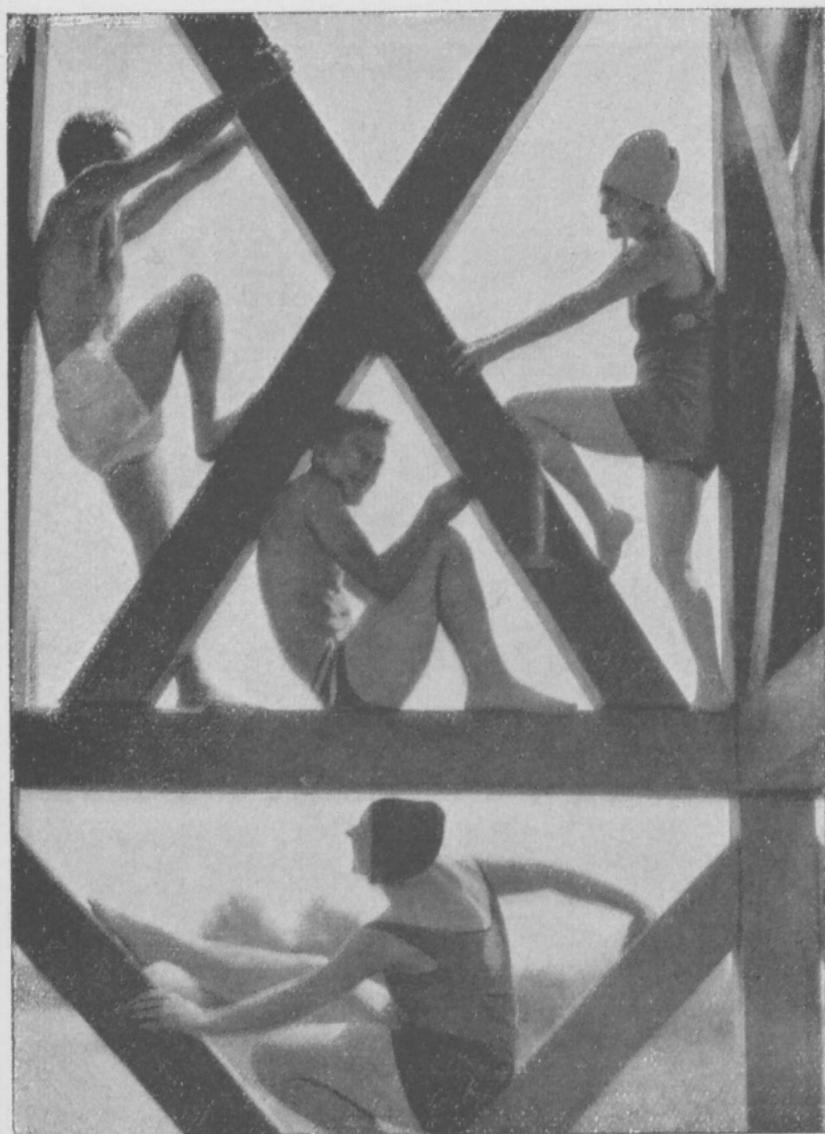
Man sieht, Hochmut und Dünkel des Amtschimmels sind so groß, daß er sich keineswegs entblödet, sogar der Natur ins Handwerk zu pfuschen. Wenn an einem strahlend hellen Julinachmittag aus Versehen oder infolge eines Betriebsfehlers

die Straßenlaternen eingeschaltet werden, dann hat sich die Sonne eben zu verstecken. Totale Sonnenfinsternis hat zu herrschen, wenigstens in dieser Stadt, ob auch alle astronomischen Berechnungen das Gegenteil besagen mögen und von einer solchen Sonnenfinsternis nichts wissen wollen. Nacht hat's zu werden, basta! Denn die Straßenlaternen brennen.

Der Amtschimmel — ganz „Gebüldete“ nennen ihn nach der Nahrung, die er überwiegend zu sich nimmt, auch das Paragraphenroß — hat natürlich auch seinen besonderen Heiligen. Das ist er einfach seinem guten Ruf und seiner gehobenen Stellung schuldig. Der Heilige, der zum Amtschimmel gehört, heißt Sankt Bürokratius. Er ist vielfach, besonders in neuerer Zeit, Gegenstand der bildlichen Darstellung, vor allem der Malerei, geworden. Die Gesichtszüge dieses Heiligen schwanken — die Embleme, die ihn kennzeichnen sollen, sind immer dieselben. Sie bestehen aus einem feingeschwungenen Paragraphen, einem Gänsekiel, einem Tintenfaß und einer Pergamentrolle. Letztere kennzeichnet mehr als viele Worte das ungeheure Alter des Amtschimmels und des dazugehörigen Heiligen; denn wir schreiben doch seit langem nicht mehr auf Pergament, sondern auf Kanzleipapier im Din-Format. Das Gesicht dieses Heiligen ist grau wie der Staub der Akten, den er atmet, und trocken wie das Papier, in dem und von dem er lebt.

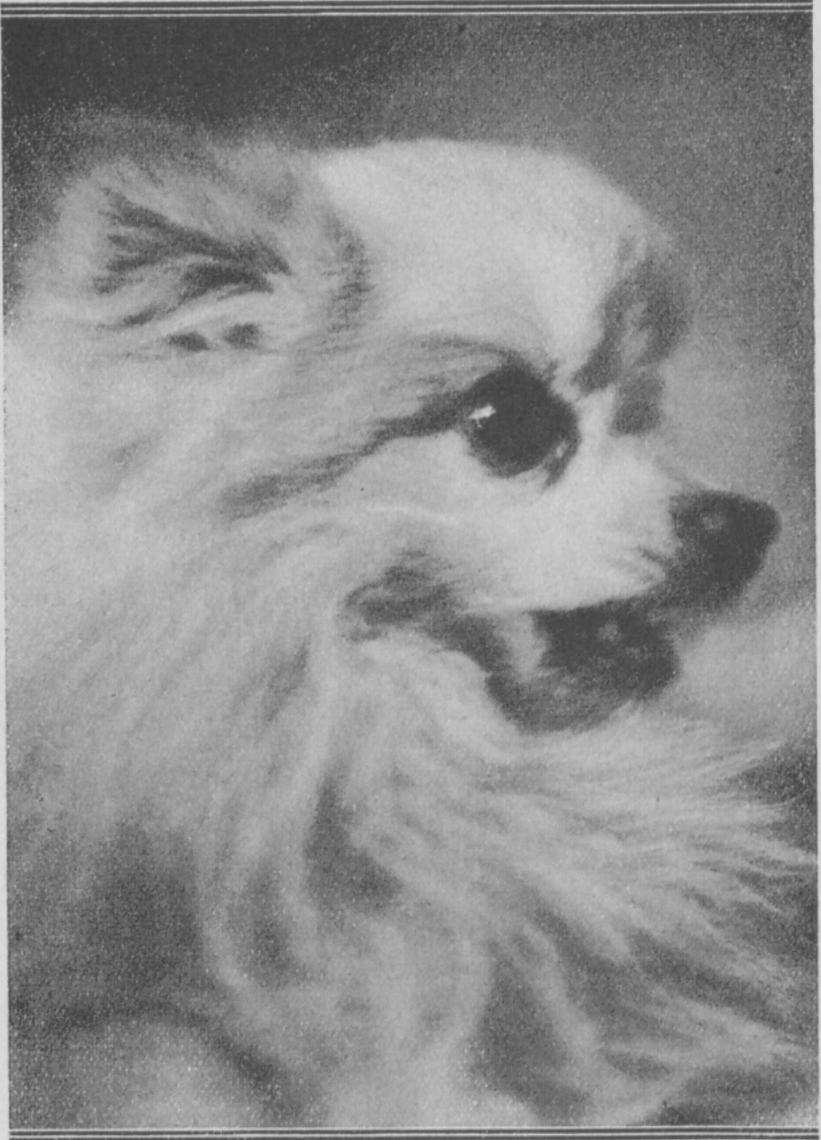
Vielleicht — man weiß das ja nicht so genau — haben auch diejenigen recht, die behaupten, der Amtschimmel als solcher existiere gar nicht. Er sei nur das Symbol, das Synonym für eine bestimmte Krankheit. Für eine ebenso gefährliche wie auch völlig unausrottbare Krankheit, die durch Bürokokken, einen Spaltpilz von fast unwahrscheinlicher Vermehrungsfähigkeit, übertragen werde.





**Sommerfreuden.**

Nach einer Aufnahme von Z. Kluger.



**Unser Zwergspitzerle.**



**Mifzelaunt.**

# Entgiftung

---

## von Giften

Unschädlicher Kaffee • Unschädlicher Tabak • Unschädliches Morphinum

Von Dr. Alfred Gradenwitz

Mit 2 Abbildungen  
nach Aufnahmen des Verfassers

Ein vollkommen naturgemäß in harmonischem Ausgleich mit seiner Umgebung und in ungestörter Gesundheit lebender Mensch könnte jedes künstliche Anregungsmittel vielleicht entbehren, vielleicht, denn — abgesehen von der Unerreichbarkeit eines solchen Idealzustandes — redet das Beispiel der primitiven, sogenannten Naturvölker eine beredte, eindringliche Sprache. Sie alle kennen — in Form von gekauten Blättern (Betel, Koka), in Gestalt gegorener und daher alkoholischer Getränke (Traubenz-, Frucht- und Reiswein, Bier und so weiter), oder als aromatische, betäubende Gerüche und Rauchwaren — Reizmittel der verschiedensten Art, die, obwohl sie im Grunde Gifte sind, über die Sorgen und Mühen des Alltags hinweghelfen, Seelen- und Körperschmerz lindern und einen Zustand größeren Behagens und erhöhter Leistungsfähigkeit schaffen sollen.

Was aber schon der Naturmensch zu benötigen scheint, ist für den nervösen, gejagten und gequälten „Träger“ der modernen Zivilisation, wenn er unter ihrer Last nicht erliegen soll, ein besonders dringendes Bedürfnis. Wollte er jede derartige, auch nur gelegentliche Anregung aus seinem Dasein bannen, so würde er damit seine Schaffenskraft eindämmen und den Reichtum seines Seelenlebens beeinträchtigen. Er würde auch der Medizin viele ihrer wertvollsten Hilfsmittel nehmen.

Wer vergessen will, huldigt dem Alkohol, wer seine Arbeitskraft zu erhalten und zu erhöhen strebt, greift zu Kaffee, Tee und Tabak, und so mancher wendet sich leider auch stärkeren, auf die Dauer verhängnisvollen Mitteln wie Morphinum und Kokain zu.

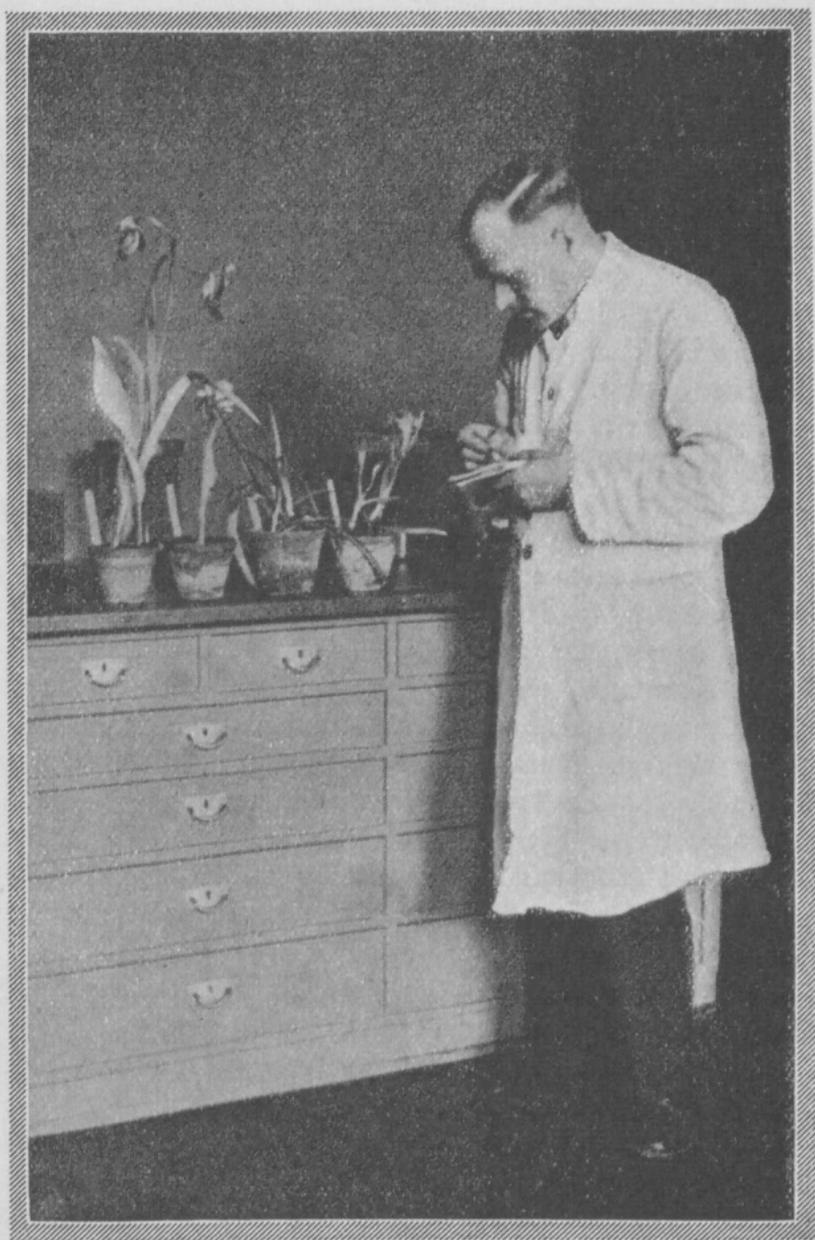
Die meisten Anregungsmittel sind in kleinen, selbst in mäßigen



unschädlich zu machen. Auf diese Weise hat man „koffeinfreien“ Kaffee, „nikotinfreien“ Tabak, „alkoholarmes“ Bier geschaffen, alles Dinge, die nur zum Teil wirklich unschädlich, dafür aber meistens umso unwirksamer sind.

Ein bekannter Forscher auf biologisch-medizinischem Gebiet, Professor Doktor Hans Much, dirigierender Arzt und Leiter des Serum Instituts am Eppendorfer Krankenhaus zu Hamburg, hat die Sache daher von einem andern Ende angefaßt. Anstatt diesen Reizmitteln ihr Gift und damit auch ihr wirksames Prinzip ganz oder teilweise zu entziehen, war es sein Bestreben, nichts wegzunehmen, keine wertvolle Wirkung zu schmälern, sondern nur die schädliche Wirkung durch geeignete chemische Bindung auszuschalten. Bei der Lösung dieser Aufgabe kam ihm seine Auffassung vom innern Wesen der Lebensäußerungen zugute, das er niemals in den Einzelstoffen, sondern stets in deren harmonischem Zusammenwirken gesucht hat. „Erst die Verbindung“, so sagt er mit Recht, „wirkt lebendig; jeder Einzelstoff ist etwas Unlebendiges.“ Von dieser Auffassung geleitet, suchte er seine Bundesgenossen nicht unter den künstlich isolierten Stoffen der chemischen Retorte, sondern im Organismus selbst, und er fand sie bei den Fettstoffen, den sogenannten Lipoiden, die — stets in Verbindung mit Eiweiß — überall dort zugegen sind, wo es tierisches oder pflanzliches Leben gibt. Zu ihnen gehören vor allem die Lecithine, die — als Lecithineiweiß — unmittelbare Träger des Lebens sind und mit denen Much im besondern arbeitet; auch die neuerdings so viel erörterten lebenswichtigen Vitamine sind im wesentlichen nichts anderes als Lipoide. Die Wirksamkeit aller dieser Stoffe läßt sich durch Bestrahlung steigern.

Es gelang Much, diese Lipoide in einer Form darzustellen, die zwar eiweißfrei ist, sich aber sonst in jeder Hinsicht so verhält wie in den Zellen des Körpers; derartige biologisch wirksame Stoffe erwiesen sich auch als fähig, die verschiedenartigsten Gifte zu binden. In geeigneter Verbindung (mit Menschenserum und so weiter) brachten sie zum Beispiel, gleichviel, ob sie tierischer oder pflanzlicher Herkunft waren, eine für



Die mit Krankheitstoffen geimpften Pflanzen werden geprüft.

Morphium und dessen Giftwirkung charakteristische Reaktion zum Verschwinden; derartig behandeltes Morphinum hatte, wie der Versuch zeigte, seine Giftwirkung vollkommen verloren, während die schmerzstillende unverändert bestehen blieb.

Die ersten praktischen Erfolge hatte Much freilich mit andern Anregungsmitteln, vor allem mit Kaffee. Hierbei gelang es ihm, nicht nur das Koffein, sondern auch die viel schädlicheren aromatischen und andern Verbindungen zu binden und dadurch unschädlich zu machen, und zwar eigenartigerweise mit Stoffen, die im Kaffee selbst vorkommen, im gebrannten Kaffee aber an und für sich schon gebunden sind und daher keine neue Bindung bewirken können.

Zunächst verfuhr Much derart, daß er den giftbindenden Stoff in feiner Verteilung über die Kaffeebohnen versprühte; neuerdings läßt er ihn jedoch in kleine Täfelchen zusammenpressen, die sich sehr leicht auflösen und daher dem fertigen Kaffee bequem zugesetzt werden können. Der Stoff ist an und für sich geschmacklos und verändert Geschmack und Geruch des Kaffees in keiner Weise. Da auch die anregende Wirkung unverändert bestehen bleibt, kann man, wie eingehende Versuche bestätigen, durch bloße Kostproben nicht entscheiden, ob normaler oder behandelter Kaffee vorliegt. Charakteristisch für den nach Much entgifteten Kaffee ist dagegen das völlige Ausbleiben jeder schädlichen Wirkung. Sogar Menschen, die mit sogenannter „Idiosynkrasie“, das heißt mit Überempfindlichkeit für Kaffee behaftet sind, die auch auf die kleinsten Dosen normalen Kaffees mit Herzklopfen, Übelkeit und Schlaflosigkeit reagieren, sogar solche Menschen können den Muchschen Kaffee selbst in größeren Mengen ohne irgendwelche Beschwerden nehmen.

Was für Kaffee gilt, ist auch für Tee und ebenso auch für Tabak, zunächst für Zigaretten, erreicht worden.

Bei Morphinum lag der Fall schwieriger; hier waren jahrelange Versuche erforderlich, bis alle schädlichen Wirkungen gänzlich ausgeschaltet, die wohltätigen hingegen unverändert erhalten werden konnten. Jetzt aber ist Much so weit gelangt, daß er mit aller Bestimmtheit folgendes erklären kann: Das



# Glanz und Elend exotischer Monarchen

Launen und Leiden orientalischer Fürstlichkeiten

Von Dr. Erwin Stranik

Seltzam scharf stoßen im Orient die Gegensätze aneinander; Neben unermeslichem, wahrhaft phantastischem Prunk und Reichtum, der die obersten Adelskreise und die meist von Frankreichs oder Englands Gnaden abhängigen Herrscher auszeichnet, begegnet man, wenn sich das Schicksal eines solchen Potentaten durch irgendwelche Eigenwilligkeit oder Unfügsamkeit gegen den „Gönner“ zu seinem Nachteil ändert, bisweilen auch bitterster Armut und trostloser Dürftigkeit. Am besten ergeht es darum wohl all jenen Herrschern des Morgenlandes, die sich um Politik so wenig wie möglich kümmern und sich mit einer Scheinwürde und dem ererbten Vermögen zufriedengeben. Dafür empfangen sie noch reichliche Apanagen, so daß sie sich jeden Luxus gestatten können und die Welt nur von dem Standpunkt jener obersten Fünfhundert anzusehen brauchen, die mit oder ohne Krone auf ihrem Haupte stets die erwünschtesten Gäste aller zivilisierten Länder sind.

Nach diesem System scheint vor allem der schon oft genannte Maharadscha von Patiala sein Leben eingeteilt zu haben; mit seinem fürstlichen Namen Attualah genannt, gilt er als der reichste König des Morgenlandes, direkter Abkomme des Himmels und besitzt überdies noch so viel „absolute Macht“, daß er für all seine Handlungen nur sich selber und dem britischen „Ratgeber“ verantwortlich ist. In seiner Residenz verfügt er über eine Schatzkammer, die nicht nur die geschmackvollste, sondern auch die größte der Welt sein soll; ihm gehört auch der berühmte Sanaydiamant, bekanntlich der größte Edelstein der Welt. Als er vor einigen Jahren eine Weltreise unternahm, folgten ihm fünfundsechzig Personen als Hofstaat; überall, wo



Zwecke im Mai 1927 das Schloß Hennemond in Saint-Germain-en-Laye, für das er anderthalb Millionen Dollar Kauffchilling erlegte. Gegenwärtig befinden sich im Gefolge des Ermaharadschas ein Leibgardist, drei Adjutanten, siebenzig indische Diener, dreißig französische Kammerdiener, ferner noch Kellner, Reitknechte, Lakaien, Chauffeure und so weiter, die der Ermonarch alle für sich benötigt. Sein jetziges Vermögen beträgt, offiziellen Angaben zufolge, ungefähr 70 Millionen Reichsmark; eine Million Reichsmark hat er seiner Gattin, die ihm nun auch schon ein Töchterchen schenkte, als jährliche Rente ausgesetzt. — Selbstverständlich trägt sich Rao Holkar ganz europäisch, und auch seine Gattin, die Vielbenedete, erscheint nicht in wallenden Hindugewändern mit dem Kastenzeichen auf der Stirn, sondern sie bleibt die elegante Lady, die sie bereits vor ihrer Verhehlung war.

Zu den reichsten Herrschern Südindiens zählt man König Rama VII., der vor einigen Jahren den Thron Siams bestieg und 1931 eine große Amerikareise mit seiner Gattin unternahm. Zeigt sich Rama VII. persönlich in abendländischer Umgebung als ein diesen Auffassungen sich gänzlich anpassender Mann, niemals seinen Reichtum und seine Macht betonend, so muß er in seiner Heimat, schon um die ererbte Krone würdig zu repräsentieren, das althergebrachte Zeremoniell des Luxus weiterführen. Darum herrscht in Bangkok noch immer stärkster Prunk: golden ist der Thron Ramas, golden der Schmuck der Wände in den Hauptsälen. Der Königsstaat, an sich ein Vermögen wert, bildet aber nur einen Bruchteil der Kostbarkeiten, über die die Herrscher von Siam verfügen. Dazu kommt noch, daß das Land an sich eine für den Orient hervorragend unabhängige Position besitzt, so daß man Rama VII. wohl für den politisch mächtigsten und einflußreichsten Herrscher Südindiens erklären kann.

Ganz bescheiden lebt dagegen der letzte Kaiser von China, den 1924 eine rohe Soldateska aus dem Kaiserpalast von Peking vertrieb, nachdem er schon 1912 dem Thron entsagt hatte. Der blasse, schlanke Mann, einst Hzüan-Lung, der sich jetzt aber in seinem Privatleben nur einfach Pu-Yi nennt, ist ein ausge-



nopel Kronschätze mitzunehmen, und der auch, da er nur ein weltliches und kein geistliches Oberhaupt war, keinen indischen Fürsten fand, der aus frommer Ehrfurcht dem Gestürzten seine Schatulle öffnete. Als er starb, hinterließ er nichts als Schulden und konkurrierte in dieser Beziehung mit dem letzten Schah von Persien, Achmed. Dieser unternahm einst, mit einer Unsumme von Edelsteinen versehen, eine Weltreise und fand hierbei das Leben in Paris derart schön, daß er überhaupt nicht mehr nach Persien zurückkehren wollte. Er verzichtete deshalb freiwillig auf seinen Thron. Außer seinen Juwelen verfügte er über ein Vermögen von 25 Millionen Reichsmark. Achmed verstand jedoch selbst mit so viel Geld nicht auszukommen; in sinnloser Weise verschwendete er die größten Summen, verlor ungeheure Beträge in Monte Carlo und verprasste alles. Als er, erst zweiunddreißig Jahre alt, im Jahre 1930 starb, hatte er nicht nur sein gesamtes Vermögen aufgebraucht, sondern überdies noch mehrere Millionen unbezahlter Rechnungen hinterlassen.

Eine seltsame Figur unter den Monarchen des Orients bildete auch der vor noch nicht langer Zeit verschiedene Mulay Jussuf, der „rechtmäßige“, das heißt von Frankreich beglaubigte und unterstützte Sultan von Marokko. Eine stattliche Erscheinung mit interessantem Gesicht, aus dem zwei sprühende Augen stachen und das ein dunkler kleiner Vollbart umrahmte, weilte er im Herbst 1926 in Paris. Dort stellte man ihm das prunkvolle Palais Ludwigs XVI. zur Verfügung, während er in Marokko mit seinem reichen Gefolge, seinem großen Harem, seiner Kinderschar in Rabat oder in Fez residierte, weniger mit Politik beschäftigt, die ihm vorsorglicherweise der französische Gouverneur von Nordafrika fernzuhalten verstand, als mit — Literatur. Das europäische Theater hatte nämlich auf den Herrscher einen gewaltigen Eindruck gemacht, und unter Anwendung der französischen Technik gestaltete er mit echtem Bühneninstinkt Dramen, die aus der Gegenwart oder Vergangenheit seines Volkes geschöpft waren und die man auch in Paris gern und mit viel Erfolg spielte.

Als der dichtende Mulay Jussuf starb, ergab sich für den nun auf den Thron gelangenden zwanzigjährigen Sidi Mohammed

Hamada die Notwendigkeit, einige energische Veränderungen im bisherigen Hofstaat vorzunehmen. So führte der Tag des Thronwechsels, der 20. November 1927, gleich eine kleine Revolte in der nächsten Umgebung des neuen Sultans herbei. Die erste Tat des jungen Herrschers bildete nämlich vor allem die Verabschiedung des früheren Favoriten Mulay Jussufs, des bisher allmächtigen Si Habadu, der als Freund, einflußreichster Ratgeber und Minister Jussufs in den letzten zehn Jahren sozusagen eine Diktatur über Jussuf ausgeübt hatte. Ganz nach Art der alten Hofintriganten festigte dieser Sohn eines ehemaligen Lakaien seine Macht auf jede nur denkbare Weise, behandelte seine Untergebenen aufs grausamste und machte sich dadurch im ganzen Lande verhaßt. Als der neue Herrscher auf Bitten aller übrigen Minister und Hofbeamten Si Habadu entließ, wollte dieser unbedingt Sidi Mohammed sprechen, wurde aber nicht vorgelassen, und als er sich weigerte, aus dem Schloß zu gehen, gab der Sultan seinen Sklaven den Auftrag, ihn einfach aus dem Palast hinauszuwerfen. So kam es zu einem regelrechten Faustkampf, Si Habadu wurden ein paar Rippen zerbrochen, und er landete endlich durch ein Nebentor auf der Straße, wo er ein paar Stunden bewusstlos liegen blieb. Am gleichen Tage ließ auch der marokkanische Ministerrat auf Veranlassung des neuen Herrschers den alten Harem Mulay Jussufs auflösen, den der junge Herr mitgeerbt hatte. Diese dreihundert Frauen hätten jetzt Sidi Mohammeds Gattinnen werden sollen, und die Nachricht von ihrer Entlassung löste größte Erregung aus, die sich erst ein wenig milderte, als man ihnen für ihre bei dem Herrscher verbrachte Zeit größere Abfindungssummen in Aussicht stellte. Dann brachte man die Damen in einen Privatpalast in Mekmes, wo bereits zahlreiche ehemalige Favoritinnen der beiden Vorgänger Mulay Jussufs, nämlich der Sultane Mulay Hafid und Mulay Ufi, leben.

Während auf diese Weise die Scheinherrscher von Marokko ihr Dasein hinbringen, wird der wahre Nationalheld des marokkanischen Volkes, der Rifkabylenführer Abd el Krin, dauernd von den Franzosen auf der Insel Réunion gefangengehalten. Dem

Ermonarchen mangelt natürlich nichts, was seine Lebenshaltung betrifft, doch die Freiheit dürfte ihm nicht wiedergegeben werden, und an ihrem Verlust krankt der tapfere Mann, der einer Weltmacht wie Frankreich zu trotzen wagte, sichtlich. Abd el Krim hat auch während seiner Gefangenschaft einem neugewonnenen Freunde seine Selbstbiographie diktirt und soll sich gegenwärtig mit der Abfassung geographischer Werke beschäftigen.

Aman Ullah von Afghanistan, der vor einigen Jahren so viel von sich reden machte und durch seine Europareise und den bald darauf erfolgten Thronverlust bekannt wurde, pflegt sich selber gern als einen „armen Mann“ zu bezeichnen. Diese Ansicht trifft aber in Wirklichkeit nicht zu. Als Aman Ullah nach Europa kam, ließ er nämlich in Frankreich und England für seine Heimat Goldstücke prägen und deponierte einige Millionen davon in London und Paris. Bei seiner Flucht nahm er überdies noch die Kronjuwelen mit sich, die man auf 7 bis 8 Millionen Reichsmark schätzt. Aman Ullah lebt jetzt in Italien und dürfte wohl keine Sehnsucht mehr nach seiner rauhen Gebirgsheimat hegen.

## Sum Sungenbrechen

Bierbrauer Brauer braut braun Bier.

\*

Für einen sächsischen Sechser sechsundsechzig Schock sächsische Schuhzwecken.

\*

Der Metzger weht das Metzgermesser.

\*

Zwischen zwei Zwetschgenzweigen saßen zwei zwitschernde Schwalben.

\*

Es wollt' ein Käzchen Knollen kau'n, es kaut ein Käzchen Knollen.

# Kinder

Die kleine Trude hört öfters von ihrem älteren Bruder, der das Gymnasium besucht, daß er „ochst“. Eines Tages muß sie sehr viel Schularbeiten machen. Als sie damit fertig ist, sagt sie aufatmend zur Mutter: „So, Mutti, heute habe ich aber auch mal richtig geochst!“

„Pfui, Trude!“ mahnt die Mutter, „so sagt ein kleines Mädchen doch nicht!“

„Ach so,“ meint Trude, „ich muß wohl sagen gekucht, oder nein, gefalbt!“



Lehrer: „Wenn ein Haus drei Treppen hat und jede Treppe vierundzwanzig Stufen, wieviel Stufen muß man dann steigen, um bis zum obersten Stockwerk zu kommen!“

Georg: „Alle.“



„Wo geht das Dunkle denn hin, Mutti, wenn du Licht machst?“ fragte der kleine Kurt einmal, als er sah, wie seine Mama den elektrischen Schalter betätigte.



Lehrer: „Was für ein Gedicht haben wir letztes Mal durchgenommen, Otto?“

Otto: „Das Lied vom braven Mann.“

Lehrer: „Und wie fängt das Gedicht an, Max?“

Max: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.“



Fritschen hatte einen schlechten Zahn, und man hatte ihm gesagt, das käme vom Süßigkeitenessen und vom Zuckernaschen. Endlich ging er zum Zahnarzt und ließ den Zahn ziehen. Der Zahnarzt gab ihm den Zahn, in ein Papier gewickelt, zurück. Zu Hause angekommen, nahm Fritschen den Zahn, legte ihn vor sich hin, streute etwas Zucker darauf und sagte: „So. Du hast mich lange genug geplagt. Jetzt sollst du für dich allein Zahnweh haben!“



Der kleine Paul kommt zu spät in die Schule. Die erste Stunde, die Rechenstunde, hat schon begonnen. Vor der Klassentür trifft er den kleinen Fritz, der schluchzt und sich die Tränen aus den Augen reibt. Unter Schluchzen fragt er den kleinen Paul: „Du, wieviel ist sechzehn und zweiunddreißig?“

„Das ist doch leicht“, sagt triumphierend Paul, „achtundvierzig!“

Da lacht der kleine Fritz. „Nun geh du gar nicht erst 'rein mit deinen achtundvierzig! Ich habe dem Lehrer schon achtundfünfzig geboten, und das war ihm noch zu wenig!“



Mutter: „Merke dir's, Lottchen, ich will es nicht mehr sehen, daß du die Nägel abbeißt!“

Lottchen: „Dann schau einfach nicht her, Mutti!“

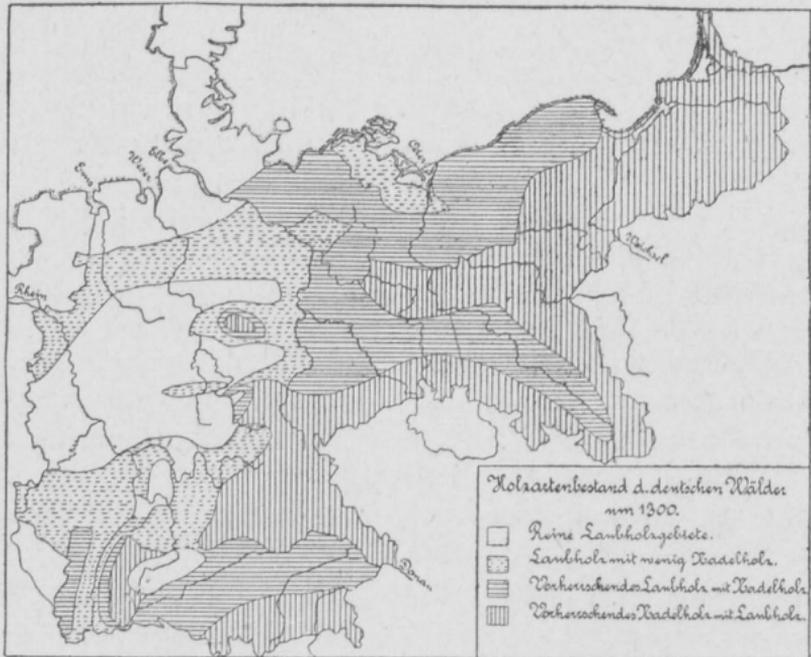
# Das Werden des deutschen Waldes

Von Dr. Ludwig Koegel . Mit 2 Kartenskizzen

Vom deutschen Walde haben Dichter aller Zeiten gesungen, er war Symbol deutscher Kraft, deutscher Freiheit, deutscher Romantik; vom deutschen Walde und seinem Werden soll auch hier die Rede sein.

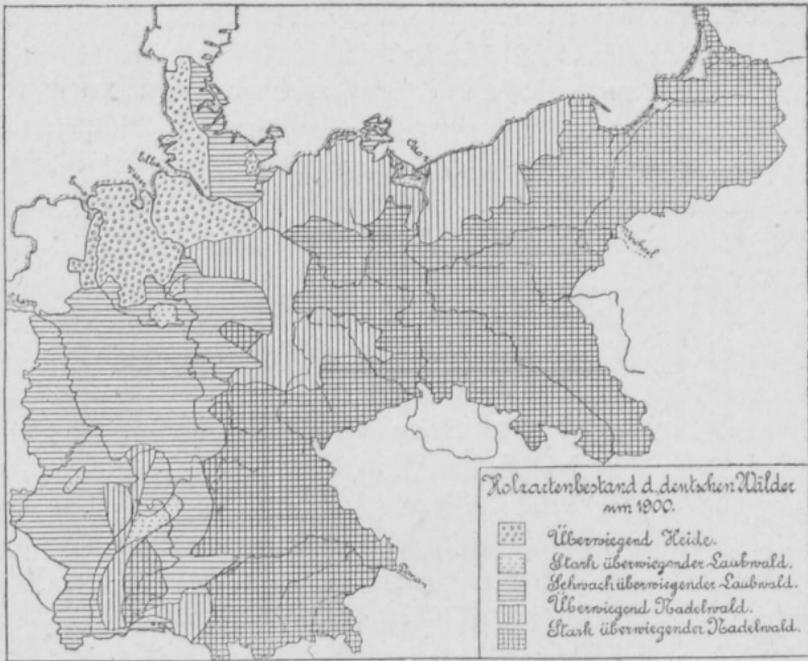
Wie, bevor der Mensch eingriff, die Waldformationen in deutschen Landen ausgesehen haben, ist schwer zu sagen, gibt es doch bei uns keine richtigen Urwälder mehr. Immerhin, etwas Ähnliches findet sich noch da und dort in abgelegenen Bergländern, etwa im Naturwaldgebiet des Höllbachsprengs am Falkenstein im Bayerschen Wald: Zwischen Felskluftten kämpft hier seit urdenklichen Zeiten die Wucht des Pflanzenlebens einen hartnäckigen Kampf um den Raum, in dem mancher stolze Sieger seinen knorrigen Stamm zu lichter Höhe reckt, aber auch mancher gefallene Kämpfer seinen Riesenleib hinstrecken muß über den moosigen Grund. Das mächtige Wurzelwerk ist dann, anklagend gleichsam, zum Himmel gehoben, die Zweige, oft noch mit Moosbärten dicht behangen, in den Sumpfundgrund gebohrt. Und so bleiben die Riesen liegen, wie sie fielen, der Moder schwingt sein Todeszepter, daß neues Leben aus dem Tode entstehen mag. Aber nicht nur Baumriesen zeugt der tiefgründige Boden, eine Anzahl von formenschönen Farnen bedeckt, mit gewaltigen Hufblattblättern gemischt, feuchte Stellen, während trockenerer Grund unter nicht zu dichtem Blätterdache Urwiese mit Heidelbeerbüschen und dergleichen beherbergt. Man kann beobachten, wie selbst die überrieselten Gneisfelschen sich mit grünen Polstern bedecken, oder aber wie die Schwefelflechte ganze Felswände in phosphoreszierendem Gelbgrün aufleuchten läßt, ungebrochene Kraft der Pflanzendecke allüberall.

Solche Schilderungen dürften uns einigermaßen die Wesensart des germanischen Urwaldes zeigen. Einst war man der An-



sicht, daß die alten Germanenlande lückenloses Urwaldkleid besaßen. Der Vorgeschichtsforscher Wahle hat demgegenüber, teilweise auf Gradmann gestützt, behaupten wollen, daß das prähistorische Deutschland mehr das Antlitz einer lichten Parklandschaft getragen habe. Dieser Zustand habe sich dann, teilweise unter Mithilfe des Menschen der Bronzezeit, durch waldfreundliche Klimaperioden hindurch bis zur Gegenwart erhalten. Ohne dieser Auffassung durchweg widersprechen zu wollen, scheint es mir gleichwohl abwegig, auf Grund dieser neueren Forschungsergebnisse an der überaus weiten Verbreitung des Waldwuchses im alten Germanien zu zweifeln. Erst die mittelalterlichen Klöster rückten, was urkundlich einwandfrei bezeugt ist, den Urwäldern kräftigst zu Leibe.

Zwei Meinungen stehen sich hinsichtlich des Aussehens der alten Urwaldbilder grundsätzlich gegenüber. Von regelloser Mischung aller Altersklassen, von auffälligem Vorwiegen überalterter, kranker und abgestorbener Stämme, endlich von einer



Masse mehr oder minder zeretzter Baumleichen spricht der eine Teil der Forscher. Andere dagegen wollen mit ziemlich großen Flächen etwa gleichaltriger Baumbestände rechnen, deren Kronen Jahrhunderte hindurch so dicht geschlossen bleiben, daß kein Sonnenstrahl den Waldboden zu erreichen vermag und Jungwuchs deshalb nicht aufkommen kann. Hausrath glaubt des Rätsels Lösung gefunden zu haben, indem er meint, das zweite Waldbild gehe aus dem ersten im natürlichen Verlauf der Dinge hervor, und dieses entstehe nach weiteren, langen Zeiträumen wieder aus jenem. Ein sich selbst überlassener ungleichaltriger Wald muß nämlich im Laufe weniger Jahrzehnte so zusammenwachsen, daß ein annähernd gleich hohes, dichtes Kronendach entsteht, da das Hauptlängenwachstum der Bäume in ihre ersten fünfzig Lebensjahre fällt. Wo nicht die Eigenart des Standortes eine Lichtholzart wie Eiche, Esche, Lärche oder Kiefer besonders begünstigt, muß dieser Bestand wenigstens in der zweiten Baumgeneration überwiegend aus den schattenertragenden, aber auch

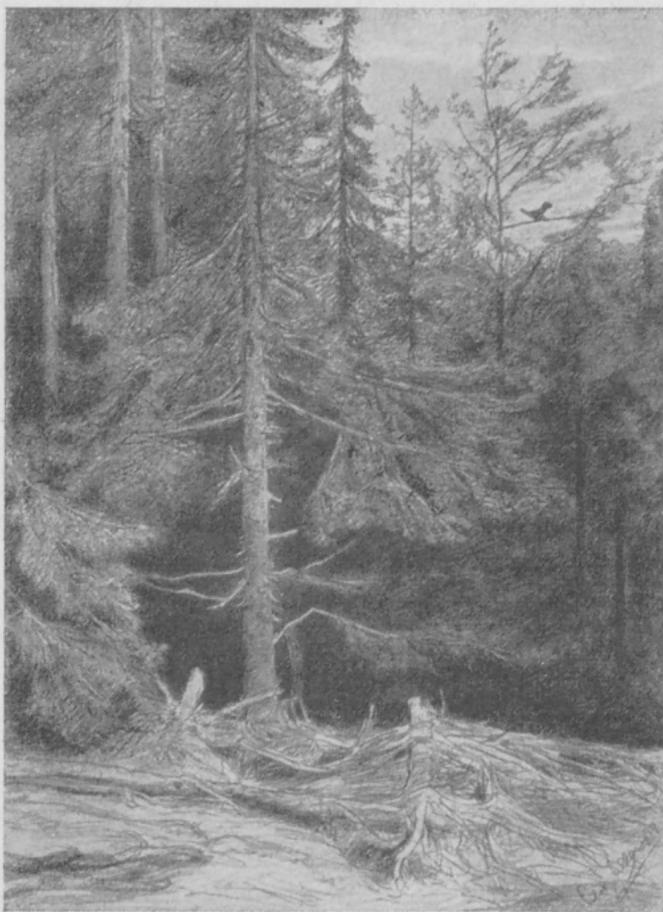
viel Schatten werfenden Holzarten bestehen; bei unsern deutschen Verhältnissen also aus Buche, Tanne und Fichte. Während dieser Hauptentwicklungsperiode der Urwaldbestände wird das Licht der Bodenregion für Jungwuchs nicht ausreichen. Rund zweihundert Jahre mag dann ein solcher Waldbestand etwa ausdauern. Ein einzelner Stamm wird wohl der Überalterung, dem Blitzschlag oder ähnlichen Katastrophen zum Opfer fallen; gleichwohl wird hier Jungwuchs schwerlich Gedeihen finden, da die nachbarlichen Baumkronen sich schnell wieder zusammenschließen. Hat der alte Bestand aber ein Alter von zweihundert bis dreihundert Jahren erreicht, so erlischt die Wachstumsenergie in den Kronen, und neugebildete Lücken vermögen sich nicht mehr zu schließen. Nun entsteht das erstgeschilderte Waldbild aufs neue, Jungwüchse aller Altersklassen treten in die Breschen der gefallenen Riesen ein, bis diese neue Generation wiederum zum vorerwähnten Waldbilde mit gutentwickeltem Kronenschluß sich auswächst. Am Waldrande schließlich, wo Seitenlicht einfällt, kann sich natürlich ein dichter, den Zugang ins Walddinnere erschwerender Unterstand strauchartiger Gewächse erhalten.

Übrigens hat sich seit der Germanenzeit auch die Artensammensetzung des deutschen Waldes nicht unerheblich geändert. Zwei Skizzen sollen diesen Wechsel illustrieren helfen; sie zeigen, daß etwa im dreizehnten Jahrhundert das Laubholz, in der Hauptsache aus Buchen bestehend, noch weit mehr räumliche Ausdehnung besaß als heute. So dürften die Bestände des deutschen Westens überwiegend reine oder doch fast reine Laubwälder gewesen sein, und auch in Schlesien war größtenteils Laubgehölz vorherrschend. Heute hat das Nadelholz, nachdem die Fichte in erster Linie als sogenannter „Goldbaum“ wegen ihres Holzertragswertes zum Liebling des Försters geworden, große Fortschritte zuungunsten des Laubwaldes zu verzeichnen; es wurde im Osten und Südosten unseres Vaterlandes nahezu zum Alleinherrscher und drängte sich selbst im Westen und Nordwesten stärker vor, hier wenigstens sich in Mischwäldungen kräftig durchsetzend. Ursprünglich war die Fichte mehr Gebirgsbaum, Buche und Eiche dagegen, die durch ihre Früchte auch als „nährender



erwies. Kerner sagt schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit gutem Grund, daß der Verfall des Kulturlebens mit dem Ersterben des Waldlebens überall in gleichem Schritt verhängnisvoll vorwärtsgedrungen sei. Dem deutschen Walde, in dessen Werden und Wesenheit auch diese Zeilen tiefer hineinzuführen bestrebt waren, gilt auch das Wort des Dichters Conrad Ferdinand Meyer:

„Und wieder such' ich dich, du dunkler Hort,  
und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen —  
Setz rede du! Ich lasse dir das Wort!  
Verstummt ist Klag' und Jubel. Ich will lauschen.“



# Fünf Zündhölzchen

erzählen

Skizze von Karl Hans Strobl

Es waren einmal fünf Zündhölzchen, die letzten in einer Zündholzschachtel, die waren übereingekommen, einander zu erzählen, wenn sie einander im platonischen Ideenhimmel träfen, was sie in der Menschenwelt erlebt hätten.

Denn es ist so, daß alle Dinge zu ihren Urbildern zurückkehren, in den Schoß des Ganzen, Ungeteilten, des Ursprungs, wenn sie als Erscheinung nicht mehr sind. Das ist ein großes Geheimnis, nicht leicht zu begreifen, aber man kann sich darauf verlassen, daß es so ist.

Zündhölzchen waren einmal ein großer Fortschritt, als sie Stahl und Stein und den langweiligen Feuerschwamm ablösten. Sie haben heute nicht mehr so viel zu bedeuten, heute, wo man das elektrische Licht mittels eines Schalters an der Wand anknüpft, wo das Gas durch einen Zünder aus Metall entzündet wird, und wo jeder Raucher sein Benzinfeuerzeug in der Tasche trägt. Und sie haben auch nicht viel Gelegenheit, sich in der Welt umzusehen, denn ihr Leben unter den Menschen ist nur kurz. Es dauert vom Anzünden bis zum Erlöschen. Aber die große Macht über den Dingen hat es so eingerichtet, daß jedes, auch das kürzeste Leben, sein volles Maß erhält, je kürzer die Dauer, desto gedrängter das Erleben, so daß man nicht sagen kann, die Eintagsfliege sei im Nachteil gegenüber dem Papagei, der hundertfünfzig Jahre und noch mehr alt wird.

Die Zündhölzchen lagen still, bescheiden und geduldig auf ihr feuriges Entflammen wartend in einem kleinen Sarg aus Spanholz, dem außen ein buntes Bildchen aufgeklebt war. Es waren ihrer fünf, die fünf letzten der Schachtel, die ein junger Mann in seiner Tasche mit sich trug.

Und als sie einander bei den Urbildern aller Dinge wieder-

gefunden und begrüßt hatten, da entsannen sie sich ihrer Vereinbarung, und das erste begann:

„Als mich unser Herr an der Reibfläche hinstrich und der rasende Glückschmerz der Flamme aus mir aufschlug, da sah ich in ein junges, gutes und vertrauensvolles Gesicht. Unser Herr hatte eine Zigarette zwischen den Lippen, und ich ergriff sie und steckte sie in Brand. Ich sah, daß er an einem Tisch saß, eine Flasche Wein war darauf und zwei Gläser, Bäume standen herum, von fern kam ein Tönen, der schwache Abhall des großen Singens hier um uns, den die Menschen Musik nennen, und ein junges Mädchen saß neben unserm Herrn. Sie war schön, und ihre Schönheit, die ferne Musik, das Lachen der Menschen ringsum machten, daß mich sogleich eine große Fröhlichkeit überkam. Ich freute mich, daß die Menschen es so gut haben und daß sie so glücklich sind.“

Das junge Mädchen sagte: „Geben Sie mir doch auch eine Zigarette. Oder lieben Sie es nicht, wenn Frauen rauchen?“

Unser Herr antwortete: „Eigentlich nicht. Aber ich bin vielleicht in manchen Dingen etwas altväterisch. Sie sehen ja, daß ich auch Zündhölzchen habe und kein Feuerzeug. So ein Feuerzeug hat seine Lücken und Launen, wie treu und verlässlich ist so ein Zündhölzchen dagegen.“

Die Zündhölzchen murmelten Beifall, und um ihre wiederhergestellten Köpfschen glomm ein überirdischer Schein.

„Und“, fuhr das erste Zündhölzchen fort, „dann sagte unser Herr noch: ‚Und es kommt mir überall auf Treue an.‘

‚Treue?‘ erwiderte das junge Mädchen und dehnte das Wort lächelnd in die Länge, ‚Treue ist —‘. Mehr habe ich nicht gehört, denn dann erlosch ich.“

„Es war wohl dasselbe Mädchen“, nahm das zweite Zündhölzchen das Wort, „das ich sah, als ich entflammte. Es war ein Haus in einer engen, finstern Gasse, vor dem unser Herr und das Mädchen standen, und er hatte mich wohl zu dem Zweck entzündet, das Schloß des Haustores zu beleuchten, in das jenes Mädchen eben den Schlüssel stecken wollte.“

„Nun sind Sie daheim“, sagte unser Herr bekümmert, „und

ich weiß noch gar nicht, ob Sie mich überhaupt wiedersehen wollen.'

Das junge Mädchen tat, als finde es das Schlüsselloch nicht, obzwar ich wahrhaftig alle meine Leuchtkraft aufbot, um es ihm recht bequem zu machen. Aber das tat das junge Mädchen wohl nur, um Zeit zu gewinnen. Jetzt war der Schlüssel endlich im Schloß, da warf das Mädchen den Kopf zurück und fragte über die Schulter: ‚Liegt Ihnen denn so viel daran?‘

‚Soll ich Ihnen auf eine solche Frage überhaupt eine Antwort geben?‘ entgegnete unser Herr, und aus seinem Innern floß ein Beben in die Finger, die mich hielten, und teilte sich mir mit. Ich zuckte aber noch aus einem andern Grund. Unser Herr war von seinem Gespräch mit dem Mädchen völlig in Anspruch genommen und bemerkte gar nicht, daß sich meine Flamme seinen Fingern genähert hatte und sie schon fast verzengten.

‚Geben Sie acht‘, rief das Mädchen lachend, ‚Sie werden sich die Finger verbrennen!‘

‚Au!‘ sagte unser Herr, denn nun war ich mit meiner Flamme schon ganz an seiner Haut. Da warf er mich im Bogen auf die Straße, und ich erlosch.“

Nun war das dritte Zündhölzchen an der Reihe. „Es mag eine geraume Zeit seit deinem Weggang verstrichen sein“, begann es, „ehe ich darankam. Vielleicht hat unser Herr den Anzug gewechselt, oder er hatte uns verlegt und sich inzwischen anderer Brüder bedient. Als ich erweckt wurde, sah ich ein nettes, freundliches Zimmer, im Ofen brannte Feuer, und draußen vor den Fenstern lag Schnee. Es standen allerhand Kleinigkeiten auf den Schränken umher, das Sofa hatte eine hohe Rückwand mit einem Bord, das bemalte Krüge trug. Das Merkwürdigste aber war ein kleiner Tannenbaum, wie sie draußen im Walde stehen. Er sah jedoch keineswegs so wie im Walde aus, sondern an seinen Zweigen hingen hunderterlei bunte Dinge aus Zucker und Papier und Glas, und weiße Watte war über die Nadeln gelegt, als wäre es Schnee. Es war eine unbeschreibliche Herrlichkeit, am schönsten war es, daß der Baum an seinen Zweigenden

Kleine Kerzchen trug, und ihretwegen hatte mich unser Herr entzündet. Er führte mich von einem zum andern, und wo ich eine Kerzenspitze berührte, ließ ich eine kleine Flamme zurück. Ich kann euch nicht sagen, wie glücklich ich war, daß ich der Welt so viel Licht schenken durfte. Alles war so gut und schön und vollkommen, der große Meister selber mußte wohl daran seine Freude haben.

Und während unser Herr die Kerzchen mit mir entzündete, sagte er zu dem Mädchen, das neben ihm stand: „Ach, Lissy, unser erster Weihnachtsabend! Geliebtes, wenn alles gut geht, dann bist du übers Jahr meine Frau.“

Das Mädchen, das er Lissy genannt hatte, schaute zu und sagte nach einer Weile: „Man hat jetzt Weihnachtsbäume, die sind mit elektrischen Kerzen besteckt. Das ist viel hübscher als dieses Zeug da, das nur qualmt und den Teppich betropft. Aber für einen Baum mit elektrischen Kerzen wird es bei uns wohl noch lange nicht reichen. Das Leben ist eine armselige Quetsche, wenn man nie genug Geld hat.“

„Kommt es denn darauf an?“ wandte unser Herr ein.

Das Mädchen, das er Lissy genannt hatte, lachte seltsam auf und meinte: „Das Geld zu verachten, können sich nur reiche Leute erlauben!“ Dann fuhr es ungehalten fort: „Ich bitte dich, sei nicht so ungeschickt. Du wirfst mit dem einen Streichholz doch nicht etwa alle Kerzen anzünden wollen? Nimm doch eine aus dem Halter.“

„Du hast recht“, sagte unser Herr und warf mich zum Ofen hin. Aber ich glomm noch einen Augenblick weiter, und da sah ich, wie unser Herr Lissy an sich zog, obwohl sie sich sträubte, und seinen Mund auf den ihren legte. Dann erlosch ich.“

Die Zündhölzchen schwiegen alle eine kleine Weile. Dann fragte das erste betreten: „War denn das dasselbe Mädchen wie jenes, das ich gesehen habe?“

„Es wird wohl dasselbe gewesen sein“, meinte das vierte der Zündhölzchen, „und wir dürfen nicht denken, es sei bei den Menschen alles Glanz und Glück und Wonne, denn als ich unsern Herrn zu sehen bekam, war er so traurig, daß ich erschrocken bin.“

Ich glaube, daß zwischen dem Erlöschen unseres dritten Bruders und meinem Aufflammen wohl wieder längere Zeit hingegangen sein mag. Unser Herr saß an seinem Schreibtisch, die grüne Lampe brannte, alle Schubladen waren herausgezogen, vor ihm lag ein Bündel von Briefen und daneben ein Ding aus Metall mit einem Griff aus Holz. Es hatte in der Mitte eine kleine Trommel mit einem Hammer darauf, und vorne war ein rundes Loch. Als sich meine Flamme in dem Ding spiegelte, da schrie etwas in mir so deutlich: Gefahr!, daß ich zusammenzuckte. Und als ich unsern Herrn ins Gesicht schaute, wußte ich auch, daß es sehr schlimm um ihn stand. Seine Miene war schlaff und düster, die Augen lagen tief in den Höhlen, und um seinen Mund machte sich Bitternis breit.

An den Wänden standen Bücher, die sahen in stummem Entsetzen auf unsern Herrn.

Dann nahm er einen der Briefe und hielt ihn mit der unteren Ecke in meine Flamme. Ich ergriff ihn sogleich mit Eifer, denn ich sagte mir, es sei vielleicht gut, wenn diese Briefe verzehrt würden, weil wohl sie den Kummer unseres Herrn verursacht hatten. Das Papier duftete nach irgend einem Wohlgeruch, der sich in meiner Flamme heftiger erhob und dann verflüchtigte, und war mit großen, steifen, steilen Schriftzügen bedeckt. Als ich mich in den Bogen hineinfräß, konnte ich auch einzelne Worte lesen. Sie lauteten: ‚Ewigkeit und Treue sind Redensarten von Kindern . . .‘ und dann: ‚du mußt Vernunft annehmen, Alfred besitzt ein Auto . . .‘ und dann las ich ganz am Ende den Namen Lissy.

Ich hätte gern noch mehr gelesen, aber mein Herr warf mich in eine Aschenschale, und da konnte ich gerade noch sehen, wie er einen Brief an dem andern entzündete, so wie es ihm das Mädchen mit den Kerzen des Lichterbaumes zu tun geraten hatte. Dann erlosch ich.“

Die vier Zündhölzchen, die bisher gesprochen hatten, erschauerten und sahen trüb vor sich hin. Sie waren so voll Trauer über das Geschick ihres Herrn, daß sie gar nicht wagten, den fünften Bruder anzusehen und ihn zu fragen, was er über den Ausgang

wußte. Endlich, als das Schweigen gar zu lang dauerte, blickten sie auf und sahen zu ihrem Erstaunen, daß der fünfte Bruder von einem herzlichen, lautlosen Lachen geschüttelt wurde.

„Da glaubt ihr nun“, sagte er, „daß etwas Furchtbares geschehen ist und daß unser guter Herr sich etwas angetan hat. Aber es ist seltsam mit diesen Menschenwesen, es kommt wohl zumeist ganz anders mit ihnen, als man es erwartet hat.“

Die vier Zündhölzchen wagten vor Spannung nicht, sich zu rühren. „Sollte unser Herr“, fragte das erste nach einer Weile, „sich etwa gar nicht getötet haben?“

Das fünfte der Zündhölzchen war ein arger Schelm; es war sehr zufrieden damit, die Brüder in einer solchen Erregung zu sehen. „Nun“, sagte es lachend, „als ich ihn sah, schien er mir durchaus lebendig. Es war eine Sommernacht, viele Sterne standen über den Baumwipfeln. Aber unter den Bäumen war es noch viel heller und lustiger als am Himmel. Ketten von Lichtern zogen sich von Stamm zu Stamm, blaue und grüne Feuer brannten in der Ferne, und manchmal stieg irgendwo aus dem Dunkel eine prasselnde Feuer Schlange hoch und zerplatzte mit einem kleinen Donner oben zwischen den Sternen. Die Menschen trugen an Stöcken längliche oder kugelförmige Dinger aus Papier, die durch kleine Kerzchen von innen auf's heiterste erleuchtet waren. Alle diese Leute ordneten sich eben zu einem Zug, dem eine Musikkapelle voranschritt, und als mich unser Herr ins Leben rief, sah ich, daß er mit einem Mädchen beisammen stand. Sie hatten ein solches rundes Ding aus Papier in den Händen, und ich merkte, daß ich die Kerze in dem bunten Papierbauch entzünden sollte.“

„Geben Sie acht“, sagte unser Herr, „es ist mein letztes Zündhölzchen, und wir müssen nachher noch das da damit entzünden.“

Ich mußte mich zusammennehmen und tat mein Bestes, um recht sparsam zu brennen und lange vorzuhalten. Zunächst setzte ich die Kerze in Brand, und dann schloß das Mädchen das papierne Rund um das Flämmchen. Auf die Hülle waren gelbe und rote Drachen gemalt, und es war ganz wunderhübsch

anzusehen, wie die verschiedenen Farben über das gute und liebe Gesicht des Mädchens hinhuschten. Sie hatten aber noch ein anderes Ding in Händen, das war aus grauem Papier in mehrfachen Windungen zusammengefaltet und mit einem Schnürchen zugebunden.

„Was das wohl sein mag?“ fragte das Mädchen, als der Herr den Zündfaden mit mir zum Glimmen brachte. „Ich weiß es nicht“, sagte unser Herr. Aber ich sah, daß er log und daß er es ganz genau wußte. Er legte das glimmende Ding auf die Erde; plötzlich barst es mit einem Krach auseinander und begann, ganz verrückt und immerfort krachend herumzuschiefen. Wie ein feuriger Frosch hüpfte es zwischen den Beinen der Leute hin und her, daß sie schreiend und lachend auseinander stoben. Auch unser Herr und das Mädchen lachten wie die Kinder über den Lärm und die Sprünge, die das verrückte Ding machte.

„Ach“, sagte unser Herr, als ich schon im Erlöschen war, „wissen Sie, Anny, daß ich wohl kaum jemals wieder über einen Frosch gelacht hätte, wenn Sie sich nicht damals im Haus geirrt und anstatt bei Ihrer Freundin bei mir an die Tür geklopft hätten?“

„Was soll das heißen?“ fragte das Mädchen ganz ängstlich.

„Das soll heißen“, sagte der Herr, „daß ich im Begriff war, eine Dummheit zu begehen. Die einzige Dummheit, die sich nicht wieder gutmachen läßt. Eine fürchterliche Dummheit, wie ich jetzt einsehe, wenn ich in Ihre Augen schaue.“

Ich merkte, daß er sich anschickte, dem Mädchen zu erklären, welche eine Dummheit das gewesen war, aber ich sollte es nicht mehr zu hören bekommen, denn da erlosch ich . . .

Aber ihr werdet mir wohl darin recht geben, wenn ich sage, daß die Menschen seltsame Geschöpfe sind, mit denen es zumeist anders kommt, als man es erwartet hat . . . manchmal zu ihrem Glück, manchmal zu ihrem Unglück . . .“

Das war es, was sich die fünf Zündhölzchen von ihren Erlebnissen in der Menschenwelt erzählten, als sie zu den Urbildern aller Dinge, in den Schoß des Ganzen, Ungeteilten zurückgekehrt waren.

*Wenn Sie*

# Deutschland

*kennen,*

*sollten Sie wissen,*

daß in der pommerschen Stadt Anklam auf der Sternwarte des Professors Spörer, die sich im dortigen Pulverturm befand, die Sonnenflecken entdeckt wurden;

daß man auf dem Brocken, der höchsten Erhebung des Harzes, an klaren Tagen einen Rundblick hat, dessen Durchmesser 250 Kilometer beträgt;

daß die kleinste deutsche Stadt Hauenstein am Oberrhein in Baden liegt und nur rund 200 Einwohner hat;

daß in dem württembergischen Dörfchen Jagsthausen die berühmte eiserne Hand des Ritters Götz von Berlichingen zu sehen ist;

daß in dem Park von Ivenack bei Stavenhagen die stärkste deutsche Eiche mit einer Stammgrundfläche von 16 Quadratmeter steht;

daß auf dem Kreuzberg in der Rhön mehr als hundert Quellen entspringen;

daß die Martinskirche in dem idyllischen württembergischen Städtchen Lauffen am Neckar in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, nämlich im Jahre 741, erbaut wurde;

daß in Leipzig jeder zehnte Einwohner direkt oder indirekt an der Herstellung oder dem Vertrieb von Büchern beteiligt ist;

daß auf der Festung Hohenasperg bei der württembergischen Stadt Ludwigsburg nicht nur der Dichter Schubart als Strafgefangener eingesperrt war, sondern auch der Schwabe Kammerer, der während seiner Strafzeit vor hundert Jahren dort das Zündholz erfunden hat;

daß die bayrische Stadt Marktbreit am Main den kleinsten Marktplatz in Deutschland hat.

# Bergbau

## vor Jahrtausenden

Von Hanns Fischer

Die alten Silberbergwerke des Harzes oder die heute noch sichtbaren Stollen aus der Römerzeit sind sehr alte Zeugen menschlicher Technik in deutschen Landen. Weiter zurück in die vorgeschichtliche Zeit führen aber die Bergwerksbetriebe, deren Überbleibsel Leo Frobenius als erster in Südafrika vom Standpunkte des Kulturforschers untersuchte. Wohl waren die Minen längst bekannt, sie werden sogar von neuem ausgebeutet; die über sie umlaufenden Meinungen jedoch mußten darum meist fehlgehen, weil ihre Begründungen immer nur auf der Erfahrung des Technikers, des Bergmannes oder sonst eines Sonderfachmannes beruhten, während der Kulturforscher aus nebensächlich scheinenden Eigenheiten auf Alter und Zusammenhänge mit andern Kulturen zu schließen versteht.

Da nun Leo Frobenius für Afrika überhaupt wohl der genialste Kenner und Finder ist, so dürfen wir gerade den Ergebnissen seiner letzten südafrikanischen zweijährigen Forschungsreise besonderes Vertrauen entgegenbringen. Vor allem teilt er mit allen, die sich fachlich mit der Metallgewinnung in jenen Ländern beschäftigen, die Bewunderung der hohen Leistung der Vergangenheit.

Die Minen sind verstreut über einen großen Teil Südostafrikas. Alle Gruben, Schächte und Stollen liegen heute nicht mehr offen zutage, ihre Eingänge wurden vielmehr nach Beendigung des Abbaues wieder zugeschüttet, so daß sich im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende kleine Mulden bildeten, die Bäumen und Sträuchern erwünschte Gelegenheit zur Ansiedlung boten. Hierdurch unterscheiden sich diese uralten Anlagen von den durch die Eingeborenen in der jüngsten Zeit abgebauten Lagern, deren Zugänge unzugeschüttet blieben. Auch reicht die von jüngeren Negerbergleuten geleistete Arbeit nicht

im entferntesten an die bewundernswerte Sorgfalt der Alten heran, die derart sauber die Erze gewannen, daß nur eine papierdünne Schicht Erz an der Berührungsfläche von gewachsenem Gestein und Erz übriggelassen wurde. Frobenius hebt hervor, daß er den Eindruck gewonnen habe, als habe geradezu eine abergläubische Scheu die vorgeschichtlichen Arbeiter daran gehindert, die unter dem Erz befindlichen Felsen zu verletzen.

Die Tiefe der alten Schächte scheint zwischen 5 und 50 Meter zu schwanken, jedoch nie unter den Grundwasserspiegel heruntergegangen zu sein. Besucht man nun diese uralten Minen, so ist man nicht nur von der bereits erwähnten staunenswerten Sauberkeit des Abbaues überrascht, sondern findet da Stollen, die ebenso reinlich alles Erzes entblößt wurden, indessen so eng sind, daß wir uns den Vorgang der Gewinnung nicht vorzustellen vermögen.

Da bietet sich unsern verwunderten Blicken ein Stollen, der bei 30 Meter Länge durchschnittlich nur 1 Meter Breite und 0,5 Meter Höhe aufweist. Am Ende dieses Ganges ist überdies noch ein Querriegel von rund 5 Meter Länge seitwärts weggetrieben. Es bleibt ein Rätsel, wie die Leute in diesem engen Schlauch gearbeitet, wie sie geatmet und ihre Arbeitsstätte beleuchtet haben. Brachten sie den Schacht nieder, so scheinen sie in der Weise vorgegangen zu sein, daß sie ein Feuer entzündeten und den glühenden Fels dann mit Wasser begossen, um so ein Zerspringen des Gesteins herbeizuführen. Zur Zertrümmerung dienten ihnen stiellose Steinhämmer, die mit Vertiefungen für die Finger versehen waren und einfach in die Hand genommen wurden. Damit schlugen sie nun auf eiserne Meißel, die wieder unsere volle Verwunderung erregen; denn es handelt sich hier nicht nur um stählerne Geräte, sondern die Meißel waren aus Stahlriemen mit verschiedenem Kohlenstoffgehalt zusammengeschweißt. Aus dem Gefügebefund geht klar hervor, daß die Meißel einer Wärmebehandlung zur Steigerung ihrer Härte ausgesetzt wurden. Es handelt sich mithin um getemperten Stahl.

Vor allem waren es zwei Erze, die hier gewonnen wurden, Zinn und Kupfer. Berechnet man nun die Mengen, die sich



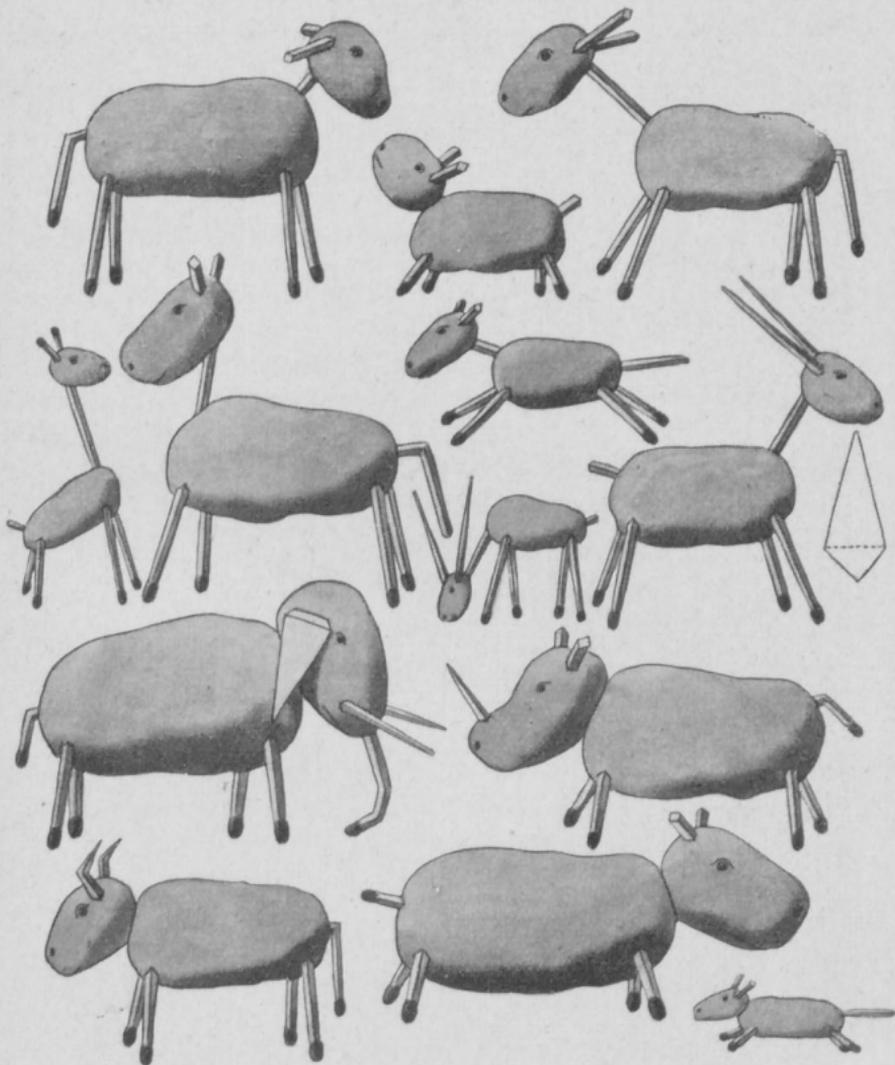




# Der Tiergarten aus Kartoffeln und Streichhölzern

Don f. K. Schmidt / Mit Illustrationen des Verfassers

Wie oft kommt man in Verlegenheit, wenn es sich darum handelt, den Spieltrieb der Jugend mit neuen Anregungen zu befriedigen. Wohl mancher wird sich aus seiner Kinderzeit noch der Kartoffelkomödien erinnern, die als „Kasperltheatererfab“ von Vater oder Mutter gespielt wurden. Kartoffeln sind neben Streichhölzern auch das Material für die Bastelei, die, an Hand der nebenstehenden Zeichnungen ausgeführt, die Herzen der Kleinen erfreuen wird. Bei einiger Phantasie wird man unter den Kartoffeln manche wunderliche Gebilde finden, die mit Tierkörpern und -köpfen gewisse Ähnlichkeit aufweisen. Hat man genügend Früchte beieinander, dann kann die Arbeit beginnen. Als Rumpf des Tieres dient jeweils eine große, als Kopf eine kleinere oder kleine Kartoffel. Die Füße werden aus Streichhölzern gebildet, die man mit den Kuppen nach unten in den Körper steckt; für den Schwanz verwendet man, der Tierart entsprechend, ein kürzeres oder längeres Streichholz. Ein anderes muß dazu dienen, den Hals des Tieres — seiner Länge entsprechend ein halbes oder ganzes Hölzchen — zu bilden. Die Ohren werden gleichfalls mit Streichhölzern dargestellt, die man entweder aufwärts oder abwärts stehen läßt. Die Hölzer für die Hörner der Gazelle, des Nashorns und der Kuh werden vorher leicht zugespitzt und, falls nötig, eingeknickt. Für die Stoßzähne des Elefanten gilt dasselbe. Und wie entstehen die Ohren des Elefanten? Sie werden aus einem Stückchen Papier nach der in der gegenüberstehenden Zeichnung gegebenen Vorlage geschnitten. Das kurze Stück wird in die Kartoffel geschoben, dann wird das „Ohr“ an der punktierten Linie nach unten gebogen. Nun fehlt noch der Rüssel; er entsteht durch ein mehrfach eingeknicktes Streichholz. Auf diese Weise entsteht ein Tier nach dem andern; sind die abgebildeten sämtlich hergestellt, dann wird man mit einiger Phantasie noch weitere anfertigen können, bis schließlich alle Bewohner des Tiergartens vorhanden sind.



Der Tiergarten — aus Kartoffeln und Streichhölzern.

Nach einer Anregung von F. K. Schmidt.

*Formender Natur*



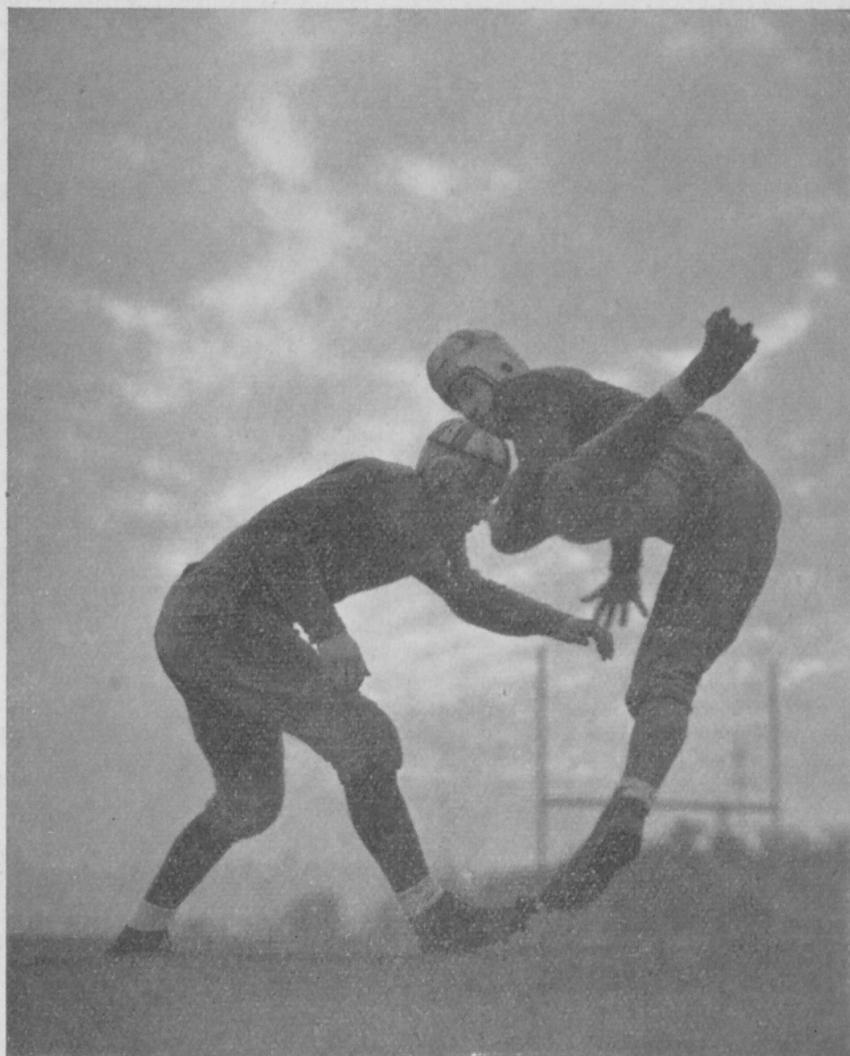
*Agavenbäume.*

Nach einer Aufnahme von Terreu Photo.



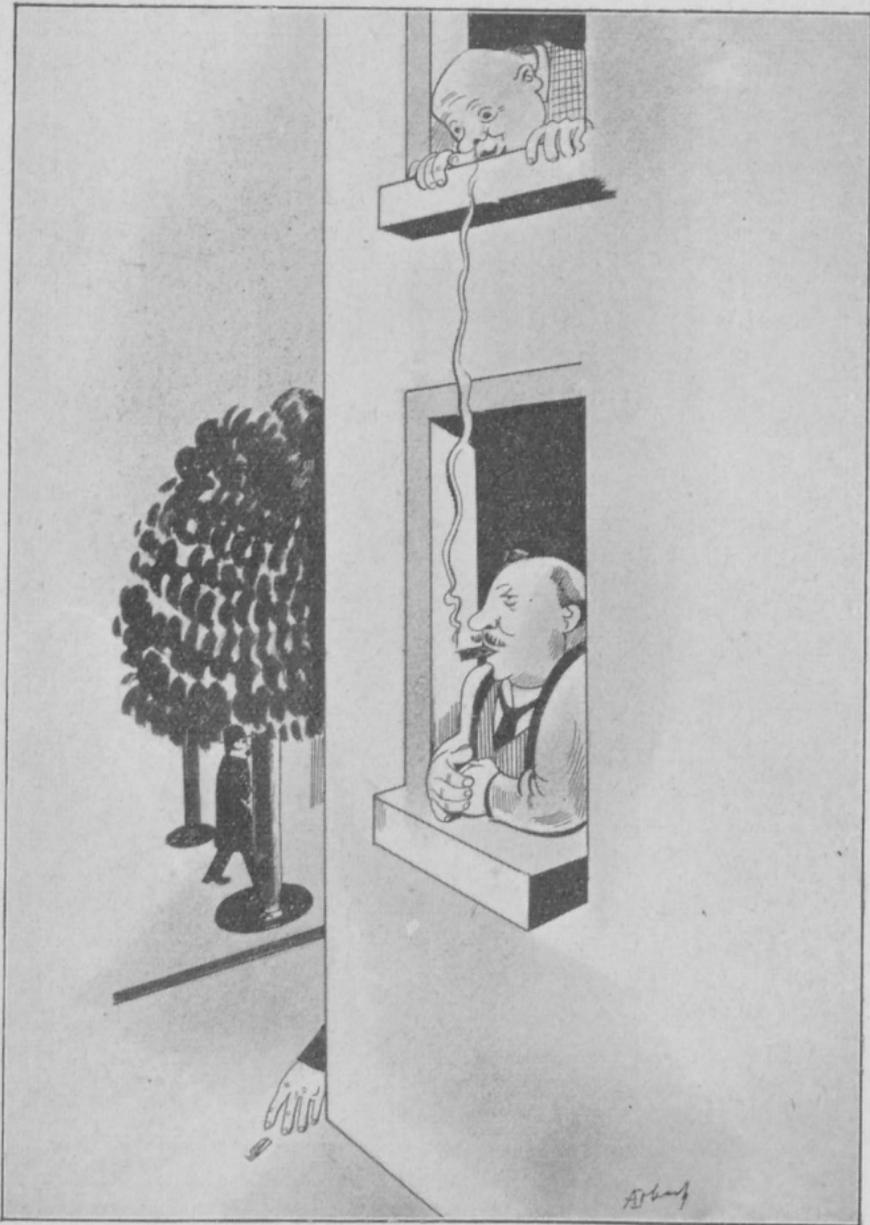
*Stilleben am Meeresstrand.*

Nach einer Aufnahme von St. Bricarelli.



**Sportgespenster.**

Aufnahme während eines amerikanischen  
Rugbyspieles von J. Senekpiehl.



**Zwei Genießer.**

Nach einer Zeichnung von A. Erbach.



**Bärle muß gekämmt werden.**

Nach einer Aufnahme von Kester & Co.



**Mondnacht im Gebirge.**

Nach einem Scherenschnitt von Hugo Kocher.

# KLABAUTERMANN

Eine Seemannsgeschichte von Hanns Kirst

Als Käppen de Buer vom Bremer „Njar“ gelegentlich erzählt, wie sie einen Matrosen, der bei einer Bö an der Westküste über Bord gekippt war, mit Mühe vor den Haien gerettet haben, erklärt Jan Cleymoor: „Na, was ist das schon. Ich habe einmal in Transvaal einen alten Buren aus den Klauen dreier Löwen geholt. Ich ganz allein! Zwei Schuß in der Büchse. Einer davon ging auch noch fehl. Mit dem letzten legte ich eine der Bestien im Sprunge um. Die beiden andern —“

Diese ruhmvolle Geschichte erzählte Cleymoor auf der Ruderbrücke, und Käppen de Buer riß aus durchsichtigen Gründen die Dampfpfeife auf, was zur Folge hatte, daß der Rest der Rede ins All zerstob. Er, Käppen de Buer, schwindelte auch ganz gern einmal. Aber dieser Cleymoor log nach seiner Meinung denn doch zu arg.

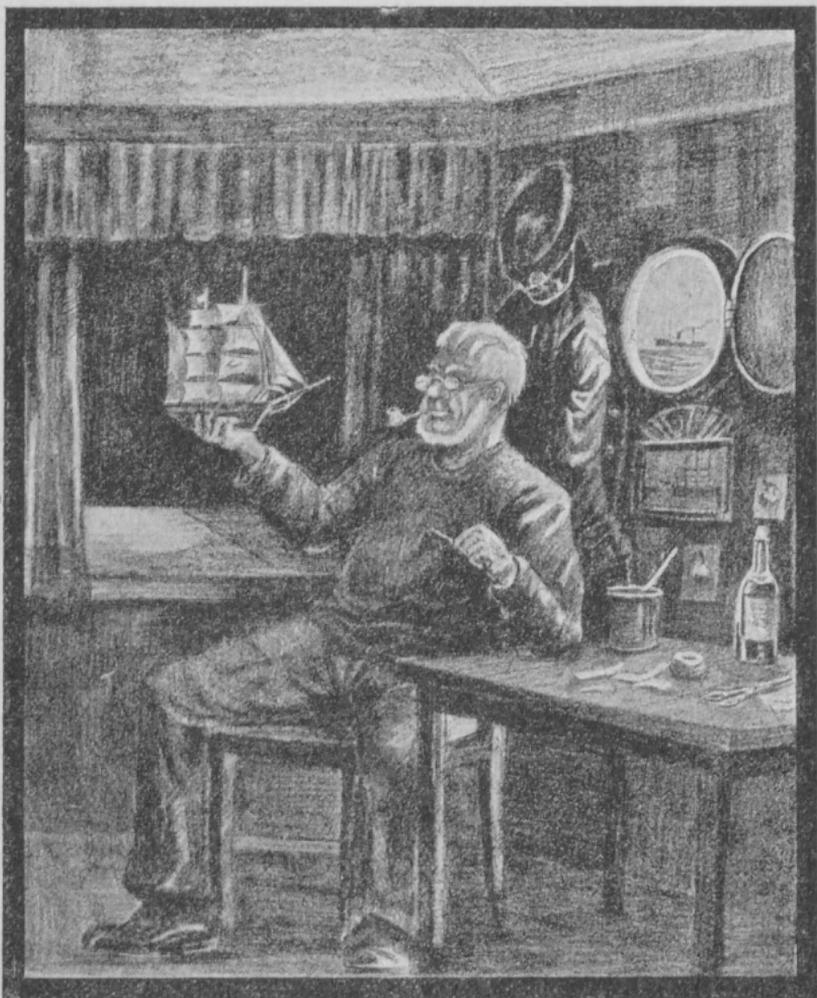
Auch der Weinhändler aus Hamburg, der gleichfalls an Bord des „Njar“ ist, ist davon überzeugt, daß dieser Rotterdamer Agent ein bißchen aufdringlich übertreibt.

„Ob die Holländer alle so großmaulig sind?“ sagt er zum Käppen, als sich Jan Cleymoor verzogen hat.

„Na, will ich nicht sagen“, meint Käppen de Buer. „Die Holländer sind sonst ganz umgängliche Menschen. Aufschneider gibt es überall. Aber die aus Rotterdam mögen ja besonders tüchtig sein. Dieser Cleymoor ist fraglos eine Größe.“

Der Weinhändler lacht. „Das muß man ihm lassen. Gestern stehen wir hinten am Heck. Meine Frau ist dabei, und meine Tochter betrachtet aufmerksam den brodelnden Schweiß, den der ‚Njar‘ im Wasser hinterläßt. Sie wundert sich über das seltsame Leuchten, das über dem Gischt des Kielwassers liegt.“

„Ganz nett“, sagt Cleymoor. „Aber sehr schwach! Ich habe in Peru Leuchtkäfer gesehen, die geben das Tausendfache her. Ein einziger Käfer, nicht größer als — na, sagen wir mal: als ein



Der alte Seemann / Zeichnung von S. Koch.

Sonnenkäfer — erleuchtet einen ganzen Raum. Sie können mitten in der Nacht ohne Anstrengung die Zeitung lesen.<sup>6</sup>

„Na, na“, sagt meine Frau. Sie scheint nicht ganz überzeugt zu sein.

„Doch, doch“, sagt Cleymoor. Er sieht dabei über mich hinweg. Vermutlich stört ihn mein boshafes Lächeln. „Ich habe es selbst nicht glauben wollen“, erklärt er dann. „In Callao hörte ich



„Ich würde mich wirklich freuen, Rappen.“

„Ich auch. Das will ich Ihnen verraten. Dieser Cleymoor muß mal nötig abgekühlt werden. Aber sagen Sie mir, wie? Schwindeln kann ich ja schließlich auch, und wenn es sein muß, ganz gehörig. Es kommt aber drauf an, nur einen einzupacken. Sonst läßt sich der Erfolg bloß einseitig genießen. Die andern müssen vorher unterrichtet sein.“

„Schön. Das —“

In diesem Augenblick steigt Jan Cleymoor die Treppe zum Ruderdeck hinauf. „Ich hörte soeben meinen Namen?“

Der Rappen lächelt. „Richtig gehört, Mijnheer Cleymoor!“

„Und darf man fragen?“

„Wir machen Sie nur eitel, lieber Freund. Aber wir können Ihnen das Recht nicht nehmen, die Gründe zu erfragen, warum Ihr Name gefallen ist. Wir beide haben die Vielheit Ihrer Erlebnisse besprochen und festgestellt, daß es kaum etwas gibt, was Ihnen nicht bekannt sein dürfte.“

„Ah so . . . Allerdings . . .“ Cleymoor sieht geschmeichelt an sich hinab.

De Buer lächelt verschmizt. „Herr Gläser hier wollte mich nämlich bestimmen, heute abend einmal ein Erlebnis zu erzählen, damit den Damen ein bißchen Abwechslung geboten wird. Ich habe das aber abgelehnt, weil ich Sie mit meinen dürftigen Geschichten nicht langweilen mag.“

„Oh, ich muß sehr bitten“, sagt Jan Cleymoor. „Nehmen Sie keine Notiz von mir. Die Damen haben das größere Recht. Und wenn Ihre Geschichte mir schließlich auch nichts Neues bringt, so darf das für Sie kein Anlaß sein, die Damen deswegen zu übergehen.“

„Sie sind sehr nachsichtig“, sagt Rappen de Buer. „Ich hoffe, daß Sie mir morgen nicht den Vorwurf machen, Gäste nicht unterhalten zu können.“

\* \* \*

Am Abend sitzt der Rappen mit seinen Gästen im kleinen Salon. Der Weinhändler hat ein paar Flaschen auf den Tisch

stellen lassen. Die Damen sind sehr aufgeräumt. Nur Jan Cleymoor hat in Erwartung der Geschichte ein reichlich gleichgültiges Gesicht aufgesetzt.

Das wird besser, denkt der Weinhändler aus Hamburg und sagt zum Räppen: „Also, schießen Sie los.“

„Ja . . . Wie fängt man am besten an — — Kennen Sie wohl noch die Hamburger ‚Mlice‘, den Dreimaßschoner, der vor einigen Jahrzehnten im Atlantik abgegurgelt ist?“

Der Weinhändler nickt. „Kenne ich. Ein hübsches Schiffschen ist das gewesen.“

„Ja, das war es. Auf dieser ‚Mlice‘ bin ich Schiffsjunge gewesen. Ich war vierzehn Jahre und einige Monde. Wenn Ihnen schlecht wird, Fräulein Lo, sagen Sie es zeitig. Ich lasse dann ein Glas Wasser bringen.“

Gläfers Tochter winkt lachend ab. „Vierzehn Jahre und einige Monde sind alle erwachsenen Menschen gewesen. Deswegen braucht einem nicht schlecht zu werden.“

„Deswegen nicht. Aber Sie werden sehen, was hinterher kommt. Es war meine erste und gleichzeitig die letzte Fahrt der ‚Mlice‘. Ein Duzend Matrosen, Willem Köster, befahrener Schiffsjunge im zweiten Jahr, und meine bedeutende Persönlichkeit waren geheuert. Willem, das hatte ich sofort heraus, war herzlich froh, einen Amtsgenossen gefunden zu haben. Ich war es nicht minder, denn so als Neuheit nur unter Matrosen ist ein bißchen beklemmend. Man wagt dann vor Ehrfurcht nicht aufzusehen.

Willem nahm sich meiner mit Sachkenntnis an. Er erzählte mir was von Klüsen, Klüver, Achterstegen und wilder Fahrt, von Windstärke sechzehn, Labsklaus und Schlingern, alles durcheinander, bis mir erbärmlich elend wurde. Doch das behob sich bald wieder, als die ‚Mlice‘ gegen Morgen den Anker lichtete. Die Segel wurden gesetzt, und mir begann das Herz vor Erwartung zu pochen.

„Nach Pernambuko“, sagte Willem. „Na ja“, sagte ich und heuchelte eine Gleichgültigkeit, über die Willem völlig sprachlos war. „Ein paar Monate lang keine Spur von Land“, versuchte

er mich zu erschüttern. ‚Wenn es weiter nichts ist‘, erklärte ich, um darzulegen, wie bedeutungslos diese Sache mir war. In Wirklichkeit aber war ich doch recht herzlich bedrückt, mich in dieses Wagnis eingelassen zu haben. Ich mußte mich aber männlich zeigen, wenn ich Wert darauf legte, als Seemann unter Seemännern zu gelten. Bei Willem hatte ich das bald erreicht. Nur der Schiffszimmermann hielt mit dieser Achtung sehr zurück. Das geht daraus hervor, daß er häufig ein Manilatau an meinem Hofenboden erprobte. Ich habe ihm das sehr ernstlich verübelt, woraus auch das Unglück zu erklären war, daß ich ihm bei günstiger Gelegenheit eine Mahenstange auf die Mütze fallen ließ. Die Folge war, daß er acht Tage lang mit brummendem Schädel in der Koje lag und später mit mir etwas achtungsvoller zu verkehren begann. Na, das nur alles nebenbei, und auch, daß die Matrosen, wenn Zeit dazu war, grauenhafte Geschichten erzählten.

Wir hatten mittlerweile die Azoren passiert. Der Wind hatte sich merklich dünn gemacht, und wir kamen nur langsam von der Stelle. Käppen Meyerdierks, der wie alle Käppen seine Ehre in kurzer Fahrtzeit sah, wurde eklig und knurrig, und so es sich ermöglichen ließ, gingen wir ihm sorgfältig aus dem Weg.

Uns Jungen war die Flaute natürlich willkommen. Nichts Richtiges zu tun, nur ein bißchen Ausguck und was es sonst noch gab. Allerdings, und das war sehr unangenehm, gab's im Essen auch eine merkbare Flaute. Die Rationen wurden zierlich und klein, um über die Lage, die wir in dieser Windstille verloren, hinwegzukommen. Der Magen denkt aber gar nicht daran, solche wirtschaftlichen Einsparungen mitzumachen. Vor allem nicht der von einem Segelschiffszungen. Auch der Smutje, der Schiffskoch unserer ‚Alice‘, schien seiner Person dieses Sparprogramm nicht zumuten zu wollen. Das rochen wir häufig durch die Kombüse ntür. Darum war es erklärlich, daß Willem verschiedentlich Einbrüche beging und dem Smutje alles Erreichbare stahl. Diese Kostbarkeiten verdrückten wir dann heimlich bei Nacht und Sternenmeer.

Als wir wieder einmal mit knurrendem Magen im Mastkorb saßen, erklärte Willem, daß gleiche Rechte auch gleiche Pflichten



niemand kümmert sich darum. Oder spinne ich wirklich? Er dreht den Kopf. Im Rücken ist das Fenster. Er will sich vergewissern, daß es wirklich dunkel im Zimmer ist . . .

„— grün und stechend . . .“ sagt Räppen de Buer.

Und Cleymoor sieht am Fenster eine erschreckende Gestalt. Ein verhußeltes Männchen grinst durch die Scheibe. Die Augen glimmen — grün und stechend. Jan will etwas sagen. Doch die Kiefer versagen ihm jeden Dienst.

Räppen de Buer erzählt ungestört weiter. „Ein Richern frißt sich mir ins Ohr. Ich friere bis in die Knochen hinein.“

Cleymoor hört ein Richern. Ganz deutlich! Es kann keine Täuschung sein. Sehen die andern denn nicht das Gespenst?

„Klabautermann! denke ich entsetzt“, erklärt Räppen de Buer. „Ich wußte aus den Matrosengeschichten, daß das Schiff dem Unglück verfallen ist, wenn sich dieser Schrecken auf ihm zeigt . . .“

Klabautermann! denkt Cleymoor klappernd.

„Und ich wußte auch, daß der Klabautermann sich immer nur einem von der Besatzung zeigt.“

Immer nur einem? Cleymoor hört den Räppen, als spräche er aus vernebelten Fernen. Jetzt ist alles klar, denkt er bestürzt. Dieser eine bin ich. Darum sehen ihn die andern nicht. Er starrt verzweifelt auf die Gestalt.

„Ich hatte mir auch erzählen lassen, daß der, dem sich der Klabautermann zeigt, kein Wort über die Begegnung sprechen darf. Schweigt er, dann bleibt er bestimmt am Leben. Sonst aber — —“

Jan Cleymoor war soeben drauf und dran, aufzuspringen und die andern von dem Spuk in Kenntnis zu setzen. Jetzt bleibt er still. Er friert und schwitzt zu gleicher Zeit. Er versteht nicht mehr, was der Räppen sagt. Er sieht nur, wie der Klabautermann durch das Fenster winkt. Er hört ihn noch einige Male richern. Dann ist das Fenster plötzlich leer. Der Spuk ist verschwunden . . .

Im gleichen Augenblick ist es wieder hell im Salon. Der Räppen sitzt da, der Weinhändler, die Damen, genau wie zuvor. Cleymoor sucht voll quälender Unruhe die Gesichter nach der



# Bunte Geschichten

## *Schwieriges Verhör*

Richter: „Hat die Tür zu der Wohnung, als Sie den Einbruch ausführten, offen gestanden oder nicht?“

Angeklagter: „Offen gestanden, nein!“

„Also nicht offen gestanden?“

„Gewiß, offen gestanden!“

„Nun, Sie sagten doch eben, sie habe nicht offen gestanden!“

„Ja, die Tür hat nicht offen gestanden, aber ich hab's doch offen gestanden!“

✱

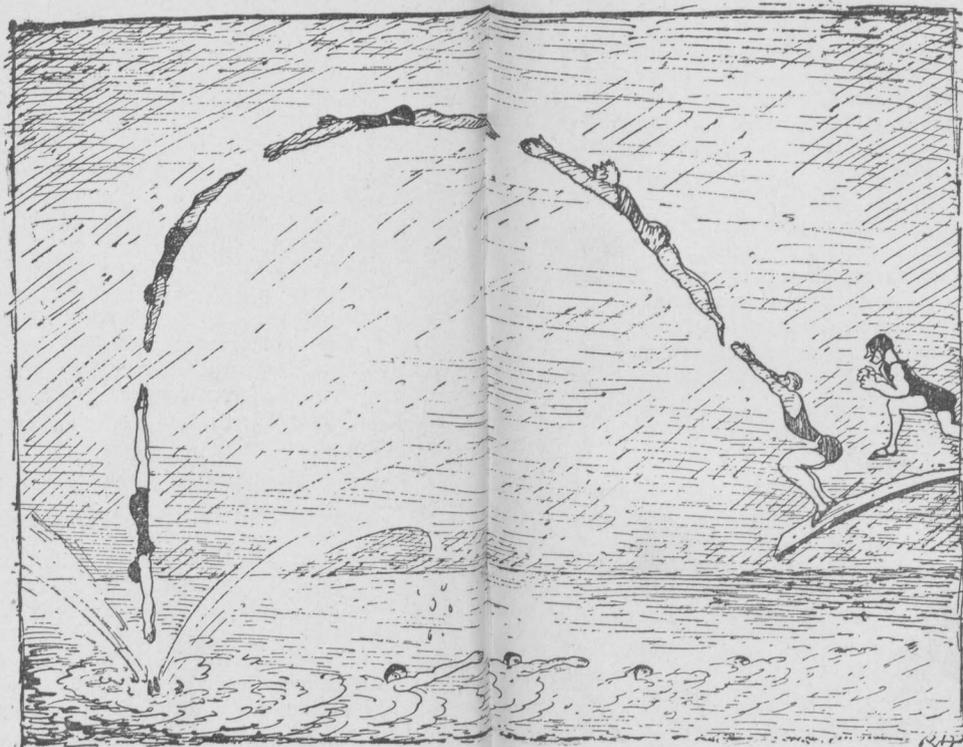
## *Aus der Geschichte des Füllfederhalters*

Wenn auch der Füllfederhalter in seiner heutigen Form eine amerikanische Erfindung ist, so hat er doch seine Vorgeschichte, die älter ist, als man allgemein weiß. Schon der Pariser Uhrmacher Mallat, der um 1850 die erste Nähmaschine konstruierte, war Inhaber eines Patentes für einen Füllfederhalter. Ein französischer Kulturhistoriker hat aber neuerdings entdeckt, daß bereits ein Kunsthandwerker namens Bion, der unter Ludwig XIV. lebte, einen Federhalter mit einem fest damit verbundenen Lintenbehälter konstruierte. Er fügt hinzu, daß Bion selbst vielleicht diese Konstruktion schon von einem Vorgänger aus dem sechzehnten Jahrhundert übernahm.

✱

## *Wunder der Natur*

Klebber betrachtet seinen Kleingarten, besonders die Bohnen. „Seltsam, wie die Natur oft spielt“, sagt Klebber nachdenklich, „Bohnen habe ich gesät und gekommen sind Schnecken.“



Badebetrieb  
am  
laufenden  
Band.

Nach einer  
Zeichnung von  
Rolf von  
Hoerschelmann.

### Bescheidene Frage

### Bildung

Fix fährt den Lieferwagen von Fertig & Co. seit acht Tagen. Schließlich sagt Fertig: „Na, ich denke, es ist aber nun bald mal nötig, daß der Wagen gewaschen wird.“

Fix denkt einen Augenblick nach, dann meint er fragend: „Gern! — Wieviel Leute haben Sie denn sonst immer dazu bestellt?“

Die junge Frau will selbst einkaufen. Das Mädchen ist ihr nicht zuverlässig genug. Sie bleibt auf dem Markt an einem Stand stehen und liest: „Feinste westindische Bananen.“ Da fragt die junge Frau, die ihre Kenntnisse unter Beweis stellen will, zweifelnd: „Sagen Sie mal, sind das aber nun auch wirklich ausländische?“

## *Frauen und Sport*

Die allgemeine Ausdehnung der weiblichen Betätigung in Sport und Athletik hat schon oft die Frage auftauchen lassen, ob es noch immer berechtigt ist, von dem „schwachen Geschlecht“ zu sprechen. Der Londoner Professor Hill hat durch neuerliche Untersuchungen nachgewiesen, daß vom Gesichtspunkt der körperlichen Leistungsfähigkeit aus diese Frage noch zu Recht besteht und bejaht werden muß. Er faßte die Darlegungen eines längeren Vortrags dahin zusammen, daß die Statistik aller sportlichen Kämpfe im Durchschnitt für die Frau eine Leistungsfähigkeit von 85 vom Hundert verglichen mit der des Mannes ergebe. Nur in einzelnen Sportarten, wie zum Beispiel im Schwimmen, wird die Frau durchschnittlich infolge größerer Geschicklichkeit nahezu ebensoviel leisten wie der Mann.



## *Meteorologie*

Der Meteorologe einer meteorologischen Station ging auf Urlaub. Er drückte seinem Assistenten die Hand. „Und keine gewaltsamen Wetterprognosen“, sagte er, „wenn Sie sich nicht genau auskennen, veröffentlichen Sie immer unsern alten bewährten Satz: Veränderlich, vorherrschend heiter, in einzelnen Strichen bewölkt, Hochdruckgebiet von England im Kommen.“



## *Diskretion*

Lante Terrakotta ging zum Dentisten.

Lante Terrakotta mußte sich einen neuen Zahn einbauen lassen.

„Hoffentlich merkt man es nicht“, meint Lante.

Der Dentist beruhigte sie: „Der Zahn wird so tadellos, daß man es nicht sieht. Und von mir erfährt niemand etwas. Diskretion gehört bei uns zum Geschäft. Erst vorige Woche hat sich Frau Oberlehrer Dudeldran eine Gaumenplatte richten lassen, und der Frau Regierungsrat Rilke habe ich ein völlig neues Gebiß gemacht. Kein Mensch weiß etwas davon.“

## Anspielung

Zu Hellmesberger kam sein guter Freund Fuchs.

„Hier schau dir das an, Hellmesberger“, sagte er, „die Serenade habe ich komponiert. Ist sie nicht grandios?“

„Schau, schau“, erwiderte lächelnd der Kapellmeister, „Fuchs, die hast du ganz gestohlen.“



## Abeschützen im Gefängnis

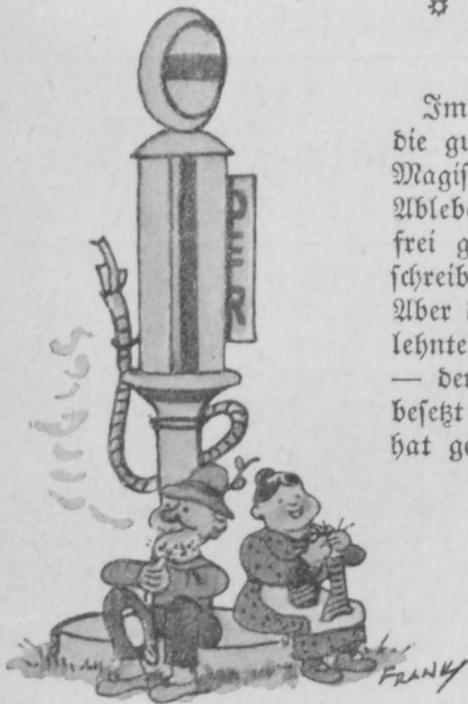
Das türkische Unterrichtsministerium hat einen Vorschlag ausgearbeitet, der in den Gefängnissen der Türkei den Unterricht im Lesen und Schreiben einführen will, um damit den Kampf gegen die Analphabeten zu unterstützen. Strafgefangene sollen künftig, unabhängig von der eigentlichen Dauer ihrer Strafzeit, das Gefängnis nicht eher verlassen dürfen, als bis sie einem Kommissar des Unterrichtsministeriums nachgewiesen haben, daß sie lesen und schreiben können. Andererseits soll bei entsprechendem Lerneifer eine Verkürzung der Strafe eintreten.



## Beziehungen

Im alten Österreich bedeuteten die guten Beziehungen alles. Im Magistratsbüro 34 B/56 a war durch Ableben eines Beamten eine Stelle frei geworden. Die Bewerbungsschreiben liefen zu Hunderten ein. Aber der Kanzleidirektor Frischauer lehnte bedauernd ab: „Lut mir leid — der Posten darf vorläufig nicht besetzt werden — unser Herr Hofrat hat gestern einen Sohn bekommen

— dem müssen wir die Stelle freihalten, bis er einmal mit der Schule fertig ist.“



Die zwei von der Tankstelle.  
Zeichnung von Hugo Frank.

# Fünf Sinnen und Natur

## Silberrätsel

Aus den Silben an, cha, chei, cho, da, del, dorf, e, eis, el, fang, gan, gou, gra, he, la, la, lauf, le, let, lin, low, mi, mi, nar, ne, ni, nod, o, on, or, phie, re, ri, rings, sa, se, se, ta, te, tra, ven, vi, wa, zif sind 16 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Lebenswahrheit ergeben. Bedeutung der Wörter: 1. rumänische Landschaft, 2. Sternbild, 3. französischer Komponist, 4. Oper von Richard Strauß, 5. Parfüm, 6. biblische Männergestalt, 7. wichtige Bestandteile unserer Nahrung, 8. Diamant des russischen Kronschmucks, 9. Wageneinstellraum, 10. Beginn, 11. Pflanzblume, 12. südamerikanischer Viehhirt, 13. Wintersport, 14. deutsches Ostseebad, 15. Nachrichtenmittel, 16. ostasiatische Halbinsel.

## Besuchskartenrätsel

ERNA v. NERTZ

Frage: Welchen Beruf hat der Gatte dieser Dame?

## Was fehlt?

N . . t = Tierwohnung, R . . . e = Behälter, Pe . . l = Fußtritt, . . . it = Titel, . . . te = Gebärde, S . . . e = Kummer, Ma . = ägyptische Göttin der Weisheit, Wo . . n = germanischer Gott, G . . en = westdeutsche Industriestadt, Ru . . = männlicher Vorname, L . . er = Körperorgan, R . . . ung = Leerung, S . . i = Gestalt aus „Wallenstein“, F . . . . e = Baum, R . . . . r = Familienmitglieder, Gi . . ard = männlicher Vorname, L . . a = südamerikanische Hauptstadt, La . . . le = dünnes Plättchen, . . sa = schwedisches Adelsgeschlecht, A . . . e = Teil des Wagens, G . . re = Art.

An Stelle der Punkte sollen die fehlenden Buchstaben eingesetzt werden, so daß Wörter der angegebenen Bedeutungen entstehen. Die eingesetzten Buchstaben ergeben dann, der Reihe nach gelesen, ein Zitat aus Goethes „Wahrheit und Dichtung“.

## Kopfveränderung

Bolle, Aber, Kumpf, Kleve, Katron, Werder, Weber, Ulster, Penny, Kunst, Dora. Vorstehende Wörter sind durch Änderung der ersten Buchstaben in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Anfangsbuchstaben nennen, aneinander gereiht, einen berühmten Komponisten.

## Verwandlungsrätsel

Mit „a“ geb' ich dem Wanderer Ruh',  
 mit „e“ bin ich oft schäbig,  
 mit „i“ siehst mich am Pferde du,  
 mit „o“ am Eisen kleb' ich.

## Geographie

Das Tal des s strebt nach dem Tal des Rheins.  
 Bei z, der schönen Stadt, sind beide eins.

## Am Rhein

Mischt Ewald sich mit dem Diner,  
 das er an Bord verspeist,  
 ragt das Gebirge in die Höh',  
 nach dem per Schiff er reist.

## Kastenrätsel

A	L					
	A	L				
		A	L			
			A	L		
				A	L	
					A	L

Die Buchstaben a, a, a, a, b, b, d, e, e, e, e, e, g, g, i, i, l, l, n, n, n, o, r, r, s, s, t, t, t sind so in die Figur einzusetzen, daß sich waagrecht Wörter folgender Bedeutung ergeben:

1. Rechenart, 2. Tanzvorführung,
3. europäisches Königreich, 4. Verzeichniß, 5. Fußbekleidung, 6. Waffenlager.

## Auflösungen der Rätsel des 12. Bandes

1. des Bilderrätsels: Wenig Wort' und fest, ist's best'.

2. des Silberrätsels: 1. Paroissier, 2. Uniform, 3. Dorothea, 4. Winterthur, 5. Inserat, 6. Garibaldi, 7. Graubünden, 8. Augustus, 9. Nautik, 10. Sempel, 11. Harmonika, 12. Oberammergau, 13. Fledermaus, 14. Elrige = Ludwig Ganghofer, Martinsklause.

3. des Kammrätsels:

S	H	A	K	E	S	P	E	A	R	E
o			i		e		l		a	
m			o		s		e		d	
e			t		a		v		i	
r			o		m		e		o	

4. des Verwandlungsrätsels: Fulda, Rauch, Iller, Diesel, Tatt, Nacht, Drest, Faß, Rudel, Arier, Niete, Segel, Esra, Nichte = Fridt-joj Raufen.

5. des Besuchskartenrätsels: Apotheker.

7. des Kreuzworträtsels:

6. des Gitterrätsels:

	L		A		B	
L	e	r	m	o	o	s
	h		a		r	
G	a	s	t	e	i	n
	r		i		s	

		P	L	A	G	E					
A	H	R					L	A	V	A	L
B	A	A	L				N	A	M	E	
T	U	G	E	N	D					E	T
E	S					H	O	H	E	I	T
I	S	A	R				I	L	S	E	
L	E	B	E	R					G	E	R
		T	R	O	J	A					

8. des Rätselsprungs:

Was du für Recht und Pflicht erkannt,  
 das tue frei und unverwandt:  
 ein Tor erhebt nur stets die Frage,  
 was wohl die Welt dazu sich sage.

9. Was ist das?: Ar, Mut, Armut.

10. Anderer Kopf, anderer Sinn: Register, Magister.

---

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt / Übersetzungsrecht vorbehalten  
 Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des  
 Wissens, Stuttgart, Cottastr. 18, ohne Beifügung eines Namens / Herausgegeben  
 unter verantwortlicher Schriftleitung von Gottlob Mayer in Stuttgart / Ver-  
 antwortlich für den Anzeigenteil: Erich R. Lehmann, Berlin / Anzeigengeschäft-  
 stelle: Berlin SW 19, Krausenstr. 35/36 / In Österreich für Herausgabe und Redaktion  
 verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 / Druck und Verlag der  
 Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Achtung-Achtung!  
Ein literarischer Tip!

Endlich mal wieder eine geistvolle Unterhaltung! Endlich wieder eine Heiterkeit, die zündet — echte Heiterkeit, die nichts verniedlicht, sondern die Wirklichkeit so anpackt wie sie ist. Und noch etwas: das erste Buch vermutlich, das wirklich einmal die moderne europäische Jugend vorstellt, ihre Konflikte, ihre innere Haltung, ihre Erotik. Sie müssen diesen Roman lesen!

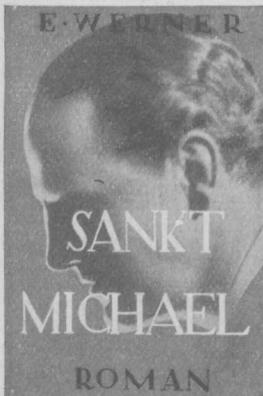
Also heute noch:

**Sigurd Hoel**

**SÜNDER AM MEER**

Ein Sommersonnenroman

Deutsch von Heinz Caspari / 256 Seiten  
Hoel ging aus dem großen skandinavischen Preisausschreiben als der einzige Dichter von europäischer Geltung hervor. Professor Konst. Reichardt, Leipzig, nennt sein Werk „ein Licht in der Finsternis“. Die deutsche Ausgabe dieses formal und inhaltlich ganz modernen Buches erschien kürzlich bei Carl Schünemann in Bremen. Es ist in jeder guten Buchhandlung erhältlich.



Ein neuer Hausschatz guter Unterhaltung

# E. Werners Ausgewählte Romane

Neue wohlfeile Ausgabe  
10 Bände nach Wahl RM. 28.—

Enthält folgende 11 Bände:

Am Altar · Gesprenge Fesseln · Um hohen Preis  
Sankt Michael · Glück auf! · Vineta · Fata Mor-  
gana · Flammenzeichen · Wege des Schicksals  
Frühlingsboten · Die Alpenfee

E. Werner, die Tochter Berlins, in der Großstadt groß geworden, führt ihre Leser in ihren packend und spannend aufgebauten Romanen in die laute Welt des Ringens und Schaffens, dorthin, wo nicht nur Menschen und Menschenschicksale sich begegnen, sondern auch geistige Kräfte und Probleme miteinander ringen. Das gibt den Büchern von Werner den anziehenden, kraftvollen und nachdenklichen Zug, ohne daß sie deswegen die Wärme des Frauenherzens vermissen ließen.

In allen Buchhandlungen zu haben

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

BUŁ



20000001007709



Jeder Band nur

**280**  
RM.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA  
W ŁODZI

P25408 | 1932 XIII

